Nr. 3 — Leipzig, den 19. Januar — **1890**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die Gewalt der Worte Jesu 2 — Ethische Fragen: 2. Freiheit oder Determinismus — Eine evangelische Missionskirche: 1. Der Erfolg als Maßstab für geschichtliche Beurteilung; 2. Die Brüdergemeine eine „Missionskirche" — Eugen Deveria. Ein Lebensbild aus der protestantischen Kirche Frankreichs 4 — Die Notwendigkeit eines weltlichen Besitzes für den Papst: Einleitung; 1. Der Beweis aus der heiligen Schrift — Was man vom katholischen Gesellenverein Gutes lernen kann: 1. Leben und Treiben im Gesellenverein; 2. Ausdehnung und Einrichtung des Vereins — „Ehre geht selbst dem armen Manne über Brot" — Verschiednes: Kaiserin Augusta †; Totenliste; Das württembergische Konsistorium; Ein Stücklein katholischer Politik; Von den Friedensgesellschaften — Zur Beachtung — Anzeigen

Die Gewalt der Worte Jesu

Seine Rede war gewaltig. Luk. 4, 32

2

Worauf beruht jene Gewalt der Worte Jesu? Sie sind Gottes Worte. Die Knechte der Hohenpriester hatten ganz Recht mit ihrem Urteil: „Es hat nie kein Mensch also geredet, wie dieser Mensch." Und er selbst spricht: „Meine Rede ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat."

Schon die Propheten vor ihm haben Gottesworte geredet. Aber hier ist mehr als ein Prophet. Der Sohn Gottes ist das Ziel und die Erfüllung aller Prophetie. Seine Rede ist Selbstzeugnis. Er verkündigt nicht nur Gottes Wort, sondern heißt und ist selbst das Wort Gottes. „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." So ist Gott in Christo ganz zu Worte gekommen, hat in ihm sich ganz ausgesprochen, seine ganze Meinung gesagt. Er, der größer ist als unser Herz, der wohl weiß, was im Menschen ist, vermag durch sein Zeugnis den tiefsten Lebensnerv der zu ihm erschaffnen Menschenseele zu treffen.

Die allgemeine Erfahrung bestätigt, daß auf zweierlei die Macht des gesprochnen Wortes beruht, einmal auf seinem innern Gehalte, und dann auf der Bedeutung der redenden Person. Es kann sein, daß ein Spruch oder Lied, dessen Urheber uns völlig unbekannt bleibt, doch durch sich selbst, durch seinen markigen Inhalt uns mächtig ergreift und fesselt. Anderseits kann ein an sich bedeutungsloses Wort Nachdruck und Kraft gewinnen, wenn es von einer bedeutsamen Person, z. B. einem Könige, gesprochen ist. Wenn nun beides beisammen ist, das Gewicht der Person und des geistigen Redeinhalts, dann werden solche Worte von der größten Wirkungskraft sein. Das trifft im höchsten Maße bei Jesu Christo zu. Wenn er redet von Gott als dem Vater im Himmel, von dem Himmelreich als der höchsten Gabe und Aufgabe des Menschen, von der Anbetung im Geist und in der Wahrheit, von der neuen Geburt, vom Kreuztragen, vom Glauben an den Menschensohn, der Licht, Leben, Weg, Wahrheit ist, von dem neuen Bunde in seinem Blut, vom Vaterhause mit vielen Wohnungen: so bezeugen sich solche Worte voll heiliger Einfalt und himmelhoher Gottesgedanken durch sich selbst als Erleuchtungen aus dem ewigen Licht, als Lebensquellen aus der Tiefe der Gottheit entsprungen. Und wiederum wird dieser reiche, herrliche Inhalt gestützt durch das Schwergewicht der Person, die solche Worte geredet hat. Mehr als die Bergpredigt ist ihre Erfüllung; mehr als die Rede vom sterbenden Weizenkorn ist die That des Opfertodes selbst. Jesu Leben und Sterben stimmt völlig überein mit seiner Lehre, bestätigt und veranschaulicht sie. Er hat seine Worte mit seinem Blute besiegelt; und als sein holdseliger Mund am Kreuz verstummte, hat sein Kreuzesbild selbst anschaulich und gewaltig weiter gepredigt.

Fragen wir aber nun näher, welche göttlichen Kräfte denn in den mit Jesu Blut besiegelten Worten wirksam sind, so weist uns die Schrift und Erfahrung auf die zwei „Gnade und Wahrheit," wie jener Spruch des Apostels sagte: das Wort sei Fleisch geworden in dem Sohne Gottes voller Gnade und Wahrheit.

Jesu Worte wirken so gewaltig, erschütternd, Mark und Bein durchdringend, weil die Macht der Wahrheit sie begleitet, die an den Gewissen der Menschen sich bezeugt. Lüge vergeht, Wahrheit besteht. Wir glauben an den Sieg der Wahrheit um Christi willen; die Stimme unsers Gewissens giebt uns die Gewißheit, daß Jesus Christus Recht hat und Recht behält gegen die Welt. Er ist die Wahrheit, er bezeugt die Wahrheit, er thut die Wahrheit, er stirbt für die Wahrheit. Die Macht dieser Wahrheit aus Jesu Worten erfuhr jene Samariterin am Jakobsbrunnen, die hernach bekannte: „Seht einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich gethan habe." Dieser Macht der Wahrheit beugte sich Simon Petrus, als er, von Jesu Predigt ergriffen, in seine Kniee sank und ausrief: „Gehe aus von mir, Herr, denn ich bin ein sündiger Mensch!" Wir müssen uns die Wahrheit sagen lassen durch Jesus Christus, wir müssen dem treuen Zeugen Recht geben gegen die Schmeicheleien falscher Freunde und gegen die Selbsttäuschungen unsers schwachen Herzens; solche Beschämung thut wohl weh, aber sie ist der Anfang des Heilsweges. Gehorchen wir der richtenden Gottesstimme und löken nicht wider den Stachel, so erkennen wir gar bald, daß die uns bezwingende Wahrheit uns nicht knechtet, sondern frei macht.

Die tiefste Ursache aber der Gewalt der Worte Jesu ist die göttliche Gnade, die darin offenbar wird. Und wie die göttliche Wahrheit am Gewissen des Menschen einen Bundesgenossen findet, so hat die göttliche Gnade und Barmherzigkeit einen Verbündeten in dem unruhevollen, liebebedürftigen Menschenherzen, welches dürstet nach dem lebendigen Gott und leben will von der Zusicherung einer ewigen Liebe. Das fleischgewordne Wort ist die persönliche Liebeserklärung des ewigen Gottes an die Welt. Was dem Gesetz unmöglich war, das that Gott durch die Sendung seines Sohnes. Das Böse ward überwunden mit Gutem in Christi Tod. Das stille, sanfte Sausen auf Golgatha erwies sich als eine gewaltigere Gotteskraft, denn das Wetter am Sinai. Gnade, Vergebung, Rechtfertigung: das ist das Gut des neuen Testaments in Christi Blut, das ist die größte welterlösende Gottesmacht. „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen!" dieser kurze Wunsch birgt den

kräftigsten Segen. Jesu Worte sind Träger der göttlichen Gnade, darum wirken sie so gewaltig. Von jenem ersten Spruche an: „Selig die geistlich Armen, denn das Himmelreich ist ihr“ bis zu der letzten Verheißung an den bußfertigen Schächer: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“ ist aus Jesu Worten eine Fülle von Gnade um Gnade geflossen als Gotteskraft zur Seligkeit allen Glaubenden. Und die Zöllner- und Sünderherzen einst und jetzt, die das Gericht der göttlichen Wahrheit über sich haben ergehen lassen, reißen die Botschaft von der Gnadengerechtigkeit mit Gewalt zu sich; da leidet das Himmelreich Gewalt, wo die Seelen hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, wo die zerknirschten Herzen schreien nach dem lebendigen Gott und seinem Frieden; im Glauben umklammern sie das teuerwerte Wort von der Gnade Gottes, das Jesus Christus ihnen gesagt hat.

Im Gedränge des Lebens, in der Flucht der Zeit bietet sich uns die Fülle der Gnade und Wahrheit an in des Herrn Worten. Sie sind der Fels; wer sich darauf erbaut, der hat wohlgebaut. Wer aber diese Worte verachtet, dem werden sie ein Fels des Aergernisses, und er muß ihre zermalmende Gewalt spüren. Wir bitten aber:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort! O A

Ethische Fragen

2. Freiheit oder Determinismus*)

Das gewöhnliche Denken schon führt uns zu der Erkenntnis, daß es eine doppelte Welt für uns giebt: eine sinnliche, materielle und eine Welt der Gedanken. Durch das moralische Bewußtsein, das der Mensch in sich trägt, durch die sittlichen Ideen, die bald dunkler bald klarer sich vor die Seele stellen, wird diese Erkenntnis bestätigt und zur unumstößlichen Gewißheit gemacht. Von ihnen aus werden wir dessen inne, daß es eine Welt giebt, die sich nach Naturgesetzen bewegt, und eine, die andern, moralischen Gesetzen folgt. Das ist ein Dualismus unsrer Auffassung, der unvermeidlich sich aufdrängt.

Aus jeder dieser beiden Welten nun wirken Beweggründe auf den Willen des Menschen ein: aus der sinnlichen sinnliche, aus der moralischen moralische. Der Mensch hat also die Fähigkeit, auf zwei verschiedne Arten oder von zwei verschiednen Seiten her bestimmt zu werden, entweder physisch oder moralisch. Die Selbstbestimmung, die er sich zuschreibt, ist nichts als „die Möglichkeit des Andersſetzens“ (F. I, 11). Doch dieses „Andersſetzen“ ist, schärfer angesehn, immer wieder nur ein Bestimmtwerden durch die in der Vernunft sich erhebenden sittlichen Ideen, durch die Gesetze der höhern moralischen Welt. Darin allein besteht die Freiheit des Menschen. Diese ist „nicht ein grundloses Wollen oder Nichtwollen, abstrakte und sinnlose Willkür, sondern die Fähigkeit, den Willen zu motiviren.“ Die Selbstbestimmung des Menschen „reicht im allgemeinen so weit, als die Erkenntnis und der Geschmack des Gutes reichen, für welches er sich bestimmt“ (F. I, 128. 129), richtiger und genauer: für welches er bestimmt wird. Man kann daher auch sagen:

Freiheit ist die Herrschaft der Vernunft (P. 368).

Auch die Erklärung ist noch zulässig:

Die Freiheit besteht in dem Vermögen, sich unabhängig von äußern Bestimmungen und von dem Frühern zu bethätigen (H. 110).

Aber um jeder falschen Auffassung zu begegnen, ist es empfehlenswert, den Ausdruck „Wahlfreiheit“ (P. 349. 359; H. 110. 137) zu vermeiden. Die Selbstbestimmung des Menschen besteht ausschließlich in einem Bestimmtwerden durch seine Vernunft. Diese trägt die mit der wachsenden Kultur immer deutlicher werdenden ethischen Ideen als ewige Gesetze, als göttliche Uroffenbarung in sich. Ihre Selbstbestimmung besteht also nur darin, daß sie durch die Ideen bestimmt wird. Selbstbestimmung aber kann sie trotzdem heißen, weil diese Gesetze nicht außerhalb, sondern in dem Selbst, in dem eigensten Wesen des Menschen sich befinden als dessen Begabung oder gottgewollte Eigentümlichkeit.

*) F. verweist auf Franks, H. auf Harms', P. auf Paulsens Ethik.

Hieraus folgt: es giebt nur eine negative Freiheit. Sie besteht darin, entweder nicht von der sinnlichen oder nicht von der sittlichen Welt aus bestimmt zu werden. Eine positive Freiheit in dem Sinne, daß der Wille unabhängig von dem Frühern und von der dem Menschen innewohnenden Erkenntnis gänzlich aus sich selbst handle, kann es nicht geben. Die Behauptung: eine innere Notwendigkeit der Abhängigkeit des Willens vom Verstande oder, wie man sich auch ausdrücken könnte, von den Vorstellungen existire nicht (H. 119 ff.), ist falsch. Sätze wie:

Das Bewußtsein erhält das Leben des Geistes, der Wille erzeugt es. Wollen ist Produktivität aus dem Bewußtsein (H. 124) —

und:

In sittlichen Dingen geht die Praxis selbst der Erkenntnis vorher

sind unklar und Ergebnisse einer mangelhaften Psychologie. Wollen und Zwecksetzen sind zwar ganz gewiß dasselbe (H. 126). Aber was als Zweck gesetzt wird, muß immer von der Vorstellung stammen. Sonst wäre der Wille blind. Ein Wollen erfolgt stets aus Motiven. Motive aber stammen entweder von außen oder von innen, beruhen entweder auf Anschauungen oder Vorstellungen oder beiden zugleich, bez. auf Ideen. Stets aber entscheidet das stärkste Motiv. Tritt dies aus der sinnlichen Welt an den Menschen heran, so handelt er unsittlich. Gewinnt das sittliche die Oberhand, so handelt er sittlich. Außerdem wäre eine menschliche Erziehung und eine göttliche Weltregierung zur Verwirklichung des höchsten Gutes unmöglich.

Der religiöse Glaube, der durch die Forderung des innern moralischen Gesetzes hervorgerufen und bestätigt wird, besteht eben in der Ueberzeugung, daß Gott den Menschen zur Moral, zum Bestimmtwerden durchs Sittengesetz geschaffen hat und bei Erreichung dieser Bestimmung ihm beisteht. Ohne Gott, ohne daß dieser die moralischen Motive an den Menschen heranbringt und ihnen die erforderliche Stärke verleiht, ist weder Umkehr noch fortdauernde Sittlichkeit denkbar. Dann wäre das Werden der sittlichen Welt auf die subjektiven Entschlüsse der Menschen gestellt und damit hinfällig.

Dem Christen ist es gewisse Thatsache, daß Gott nicht bloß das Vollbringen, sondern auch das Wollen in ihm gewirkt habe. (F. I, 112. 116. 128. 131. 151.)

Gott ist die „Ursache des christlichen Werdens“ (F. I, 159. 176). Er trifft die verschiednen Veranstaltungen und schickt die mannichfachen Ereignisse, die den Menschen zur Umkehr führen, die Boten, die ihn auf den Willen Gottes hinweisen. Vor allem geschieht das Werden des sittlichen (geistlichen) Menschen von Christo, dem Urbilde, aus (F. 156 ff.).

Dabei ist zuzugeben, daß in diesem Werden des Neuen und in seinem Anknüpfen an das Alte „die Schwierigkeit für das Verständnis wohl niemals völlig überwunden werden wird“ (F. I, 196). Aber sie wird gelöst durch die Erwägung, daß der Geist Gottes den Menschen innewohnt.

Der Mensch ist darauf angelegt, eine Einwirkung des ihm immanenten Gottesgeistes zu erfahren und dadurch selbst göttlicher Natur zu werden (F. I, 197. 199)..... Bei der Wiedergeburt wird ein neuer Keim in ihm gesetzt und „das Empfangen wird allmählich zu einem Selbstsetzen“ (F. 188. 189. 198).

Das Werden und Wachsen des sittlichen Menschen geschieht immer unter Mitwirkung der göttlichen Weltregierung, durch die Gnadenmittel und die göttliche Erziehung der Menschheit zur Gemeinschaft mit Gott (F. I, 116. 153—156. 159. 168. 172. 173. 175. 182. 185. 201 rc. rc.). Gott redet dabei mit dem Menschen nach Menschenweise (F. I, 155). Er läßt dem Menschen auf den Wegen der Sünde keine Ruhe (F. I, 148) und führt so das Werden des Gottesreiches in den Einzelnen und in der Gesamtheit herbei.

Dieser lebendige Determinismus ist wohl zu unterscheiden von dem schablonenhaften Prädeterminismus. Er stimmt genau zusammen mit dem christlichen Glauben der Rechtfertigung allein aus Gnade. Luther drückt ihn stark aus in den Worten:

Der menschliche Wille ist ein Pferd — es kommt darauf an, wer es reitet. Geritten wird es —: es fragt sich nur von wem, ob von Gott oder vom Satan.

Nur durch diesen Determinismus ist es möglich, eine „Unabhängigkeit von dem Frühern" oder „von dem Kausalnexus" (H. 110. 137) zu gewinnen. Dabei aber ist zu beachten, daß das Frühere für die sittliche Entwicklung des Menschen nie ganz ohne Bedeutung sein wird. „Durch Wiederholung der Sünde entsteht das Laster" (H. 162). Das geben auch die Gegner des Determinismus zu, ohne zu bedenken, daß damit ihr Widerspruch hinfällig wird.

Welt, Zeit, Eltern und Erzieher, Umgebung und Gesellschaft bestimmen jedem einzelnen Menschen Anlage und Entwicklung, Lebensstellung und Lebensaufgabe (P. 354).

Je öfter der Mensch das Böse thut, desto schwächer wird sein Wille für das Gute. Aber Gott kann dieser sündigen Beschaffenheit des Menschen gegenüber zur rechten Stunde, die allein er weiß, so kräftige Motive der Umkehr an den Menschen bringen, daß sie alle andern überwältigen. Darum ist nie die Hoffnung auf Besserung eines Menschen aufzugeben (F. I, 112. 289).

Es handelt sich bei Beurteilung der deterministischen Lehre darum, —

was in dem Leben des Geistes der Grund ist, und was die Folge. Wenn im Leben des Geistes Wille und Bewußtsein das Verhältnis zu einander haben, welches die Psychologie des Determinismus diesen Begriffen giebt, so hat er ohne Zweifel Recht (H. 125).

Ganz gewiß. Allein die Psychologie aber kann Recht haben, die das Motiv als das Erste, das Handeln als das Zweite setzt. Das ist eine Behauptung, deren Wahrheit jeder zugeben muß.

K

Eine evangelische Missionskirche

Uebersicht: 1. Der Erfolg als Maßstab für geschichtliche Beurteilung; 2. Die Brüdergemeine eine Missionskirche; 3. Die Missionsmethode; 4. Der Missionserfolg

1. Der Erfolg als Maßstab für geschichtliche Beurteilung

Als die junge Christengemeinde in Jerusalem durch ihr Zeugnis von dem Auferstandnen Aufsehn erregte, sprach Gamaliel an entscheidender Stelle das Wort: „Wenn das Werk von Menschen ist, so wird es zunichte werden; ist es aber aus Gott, so vermögt ihr nicht, es zu vernichten" (Apostelgeschichte 5, 38.39). Man hat diesen Rat als eine weise Rede gepriesen und weist mit Stolz auf die Entwicklung des Christentums hin. Daß die kleine Gemeinschaft trotz dem schroffsten Gegensatze zu der römisch-griechischen Kultur das Weltreich überwand, das von dieser sich nährte, daß sie innerhalb eines verhältnismäßig kleinen Zeitraums ihre Glieder aus Konventikeln in eine glänzende Staatskirche, aus Verachtung und Verborgenheit zu öffentlicher Anerkennung und staatlicher Protektion zu leiten vermocht hat, ist eine Thatsache, die auch auf solche Eindruck machen wird, die dem Christentum innerlich fern stehn. Und wenn wir den Protestantismus in seinem Werden und in seinem jetzigen Bestande vergleichen, die Aechtung Luthers in Worms mit der Machtstellung, welche die evangelische Kirche gegenwärtig einnimmt, dann will es uns wohl scheinen, als sei das Recht des Protestantismus durch diese große Apologie der Geschichte über allen Zweifel erhoben. Es wird sich nicht leicht jemand dem Eindrucke solcher glänzenden Entwicklungen entziehen können. Das Emporwachsen aus kleinen Anfängen zu Organisationen, die durch Umfang und Wirksamkeit Achtung gebieten, übt einen bestrickenden Zauber aus, nimmt unwillkürlich unser Urteil gefangen. Aber ist wirklich der Erfolg der untrügliche Maßstab, der das Recht oder Unrecht einer Bewegung mit mathematischer Sicherheit feststellt?

Es kann sehr nüchtern scheinen, solche großartige „Beweise der That und Kraft," wie die Geschichte sie uns darbietet, auf diese Formel zurückführen zu wollen. Zieht man es vor, zu sagen, dem Guten als solchem wohne die Kraft inne, das Schlechte zu überwinden, dem Vollkommenen, über das Unvollkommene zu siegen, so ist die Anbetung des Erfolges scheinbar ausgeschlossen; man stützt das Urteil auf das Uebergewicht, welches das Höhere stets dem Niedern gegenüber hat. Ob nun nicht freilich bei

Feststellung dieser Ueberlegenheit doch wieder in Wahrheit der Endausgang, soweit wir Menschen überhaupt jemals über eine Entwicklung als abgeschlossene urteilen können, der Maßstab ist, mag hier ununtersucht bleiben. Jedenfalls darf der „Erfolg" nicht als der höchste Kanon bei geschichtlicher Beurteilung verwandt werden; wir müßten sonst auch dem Muhammedanismus den Vorzug vor dem Christentum geben. Andrerseits wird aber freilich menschliches Urteil auch nie darauf verzichten können, von der Wirkung einer Kraft auf ihre Beschaffenheit zurückzuschließen. Wir sind dem Irrtum in einem Grade unterworfen, daß wir einer geschichtlichen Erscheinung erst dann einigermaßen gerecht zu werden hoffen dürfen, wenn wir sie in ihrer Ganzheit und praktischen Ausgestaltung auf uns wirken lassen. Gewissenhafte Prüfung der letztern wird oftmals das Urteil berichtigen, das wir zu fällen vielleicht geneigt sein möchten, wenn das Urteilen a priori hier sittlich erlaubt wäre.

Der Pietismus ist eine Bewegung, die nur dann verstanden und gewürdigt werden kann, wenn neben seiner speziell theologischen Seite die von ihm ausgegangnen Anregungen für das praktisch-kirchliche Leben, die bis in die Gegenwart segensreich fortwirken, zugleich in Betracht gezogen werden. Die Schwächen des Pietismus liegen offen am Tage. Niemand wird leugnen wollen, daß ihm das Verständnis für das Verhältnis des Christen zur Welt abgegangen ist, daß seine Unterscheidung der Kinder Gottes und der Kinder der Welt den Keim zu schweren Verirrungen in sich schloß, daß seine gesetzliche Behandlung des christlichen Lebens und die einseitige Betonung des Gefühls in der christlichen Frömmigkeit ein Abweichen vom rechten Wege war. Aber daneben gilt es, auch die Lichtseiten dieser Bewegung zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Der Pietismus hat das große Verdienst, nach der Erstarrung des protestantischen Lebens im Zeitalter der Orthodoxie mit allem Nachdruck gezeigt zu haben, daß christliche Erfahrung, daß wahrhafte innere Frömmigkeit das Wesen des Christenstandes ausmachen, nicht der Besitz der „reinen Lehre". Er erzeugte eine neue religiös-moralische Atmosphäre, die auf die verschiedensten Gebiete eingewirkt hat. Der Pietismus hat weiter die seit der Zeit der Reformation erstorbene Liebesthätigkeit innerhalb der Glieder der evangelischen Kirche neu belebt und die großen Liebeswerke: die Frankeschen Stiftungen in Halle, das Bunzlauer Waisenhaus, die Cansteinsche Bibelanstalt hervorgebracht. Der Pietismus ist es auch gewesen, welcher der evangelischen Kirche zur Erkenntnis der Pflicht der Heidenmission verholfen hat. Um dem Pietismus als historischer Gesammterscheinung gerecht zu werden, darf man alle diese praktischen Anregungen und Schöpfungen, die von ihm ausgegangen sind, nicht als etwas Zufälliges hinnehmen, nicht als etwas, das mit dem Wesen des Pietismus im Grunde nichts zu thun hat, das man aber wohlwollender Weise nicht verschweigt, um den trüben Eindruck in etwas zu mildern — sondern die Wirkung des Pietismus auf das praktische Leben, wie sie thatsächlich vorliegt, ist mit in das Wesen des Pietismus hineinzuziehen. Entfernung von der Welt und eingreifendes Wirken auf die Welt findet sich im Pietismus zur Einheit zusammengeschlossen. Und vor dieser Thatsache muß man sich beugen, wenn auch eine theoretische Vereinigung dieses Widerspruches nicht gelingen will.

Ein Zweig des Pietismus, die evangelische Brüdergemeine, wird uns im Folgenden beschäftigen. Doch ist es nicht unsre Absicht, ihre allgemeine kirchengeschichtliche Bedeutung hier vorzuführen, sondern nur die Stellung zu bestimmen, die ihr in der Geschichte der Ausbreitung des Christentums zukommt. Das Wirken eines Leonhard Dober und Samuel Lieberkühn unter den Juden beiseite lassend, beschränken wir uns auf die Arbeit der Brüder in der Heidenwelt.

2. Die Brüdergemeine eine „Missionskirche"

Ob die christliche Liebesthätigkeit, welche durch die sogenannte innere und äußere Mission geübt wird, wie bisher Sache freier gesellschaftlicher Vereinigungen bleiben oder aber den amtlichen Organen der Kirche überwiesen werden soll, darüber gehen zur Zeit die Meinungen sehr auseinander. Warneck bemerkt in seinem dieser Streitfrage gewidmeten Vortrag auf der vorjährigen

Missionskonferenz der Provinz Sachsen sehr richtig, daß dogmatische Untersuchungen speziell über den Kirchenbegriff die Lösung des Problems schwerlich herbeiführen werden. So wenig das Verhältnis zwischen dem modernen Staat und der römisch-katholischen Kirche jemals durch eine Erörterung der betreffenden „Begriffe“ befriedigend bestimmt werden wird, sondern nur bei klarer Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung beider Größen wie über die Kollisionen zwischen ihnen, so wenig wird die für den Fortgang der Mission so ungemein wichtige Frage auf dem Wege einer lehrhaften Auseinandersetzung beantwortet werden.

Unter den evangelischen Kirchengemeinschaften, welche die Heidenmission als Unternehmen nicht einzelner Glieder, sondern der Gesamtheit betreiben, steht die evangelische Brüdergemeine obenan — eine interessante Thatsache, verständlich nur durch die Geschichte Herrnhuts. 1722 kamen mährische Emigranten nach der Lausitz; um dem Glauben ihrer Väter treu zu bleiben, hatten sie die Heimat verlassen. Als sie auf den Gütern des Grafen von Zinzendorf um Aufnahme baten, war dieser abwesend. Aber der Verwalter gestattete, am Hutberge in der Nähe von Berthelsdorf eine Niederlassung zu gründen. Eugen Reichel sagt in seinem geistvollen „Rückblick auf die hundertfünfzigjährige Missionsarbeit“ der Brüdergemeine (S. 6):

> Mit Menschen gewöhnlichen Schlages wäre nichts auszurichten gewesen, wo es galt, als die Ersten in unbekannte feindliche Bollwerke zu dringen und sie mit Sturm zu nehmen. Die Sturmkolonne des Missionsheeres mußte eine Kerntruppe sein von mutiger Thatkraft und zäher Ausdauer. Eine solche lieferten die Mähren, deren von Natur harten und störrigen Sinn der Geist Gottes und die schon für Christum erduldeten Trübsale geheiligt hatten. Nun waren es Männer, die, hart gegen sich selbst, wenn der Feldherr rief, mit spartanischem Sinn Weib und Kind verließen, zu Fuß das deutsche Reich durchwanderten, zur See Matrosendienste thaten, um das fehlende Geld zur Ueberfahrt zu ersetzen, den Stürmen ein ruhiges Herz und eine heitere Stirne boten, wenn das Schiff zerbarst, auf Klippen Zeugenlieder anstimmten unter dem Tosen der brandenden Wogen, oder wenn sie glücklich landeten und ihre ihnen vorangegangnen Brüder tot oder im Kerker fanden, getrost ausriefen: Nun, so sind wir da!

Daß die Kraft dieser Mähren für den Dienst am Evangelium nutzbar gemacht wurde, daß, wie man schön gesagt hat, das Schicksal der Emigration in die That der Heidenmission umgewandelt wurde, war das Werk des genialen Stifters der Brüdergemeine. Damit soll die Inangriffnahme der Heidenmission keineswegs als die Verwirklichung eines von Zinzendorf klug ausgedachten Planes bezeichnet werden. Die Vorgeschichte des eigentlichen Missionsanfangs steht dieser Deutung entgegen. Schon am ersten „Gemeintage“ der jungen Kolonie (10. Februar 1731) wurde der Wunsch laut, „etwas Rechtes auf Gott zu wagen“, seinen Namen in ferne Lande hinauszutragen. Rasch kam die Gelegenheit, dem Worte die That folgen zu lassen.

Nahe Beziehungen zu dem dänischen Hofe veranlaßten Zinzendorf, bei Gelegenheit der Krönung des Königs Christian VI. nach Kopenhagen zu reisen (1731). Hier fand er in der königlichen Familie wie in deren Umgebung einen Kreis von lebhaft interessirten Missionsfreunden, welche durch die seit fünfundzwanzig Jahren (1706) bestehende ostindische Mission zum Verständnis der Missionspflicht der christlichen Kirche vorgedrungen waren. Zinzendorf sah hier auch bekehrte Heiden, zwei Grönländer und einen Neger. Dieser schilderte das Elend seiner Volksgenossen, ihre Sehnsucht nach der Offenbarung, die die Christen besäßen — es war wie der Ruf: Komm herüber und hilf uns! Als Zinzendorf nach seiner Rückkehr der Herrnhuter Gemeinde von seinen Erfahrungen berichtete, als bald darauf jener Mohr in Herrnhut eintraf und von der Not der Neger in St. Thomas, von dem Verlangen seiner eignen Anverwandten nach dem Heil in Christo erzählte — da waren auch die Männer gefunden, die hinausziehen wollten.

Was sagte nun aber die Gemeinde, als zwei für den Dienst in St. Thomas, zwei für Grönland sich meldeten? Wenn es nicht historisch feststünde, so würde es kaum Glauben finden: die Bereiterklärung wurde sehr kühl aufgenommen. Mit einer geradezu erstaunlichen Nüchternheit wurde der Plan erwogen. Erst ein volles Jahr darauf, am 21. August 1732,

durften Leonhard Dober und David Nitschmann die Reise nach St. Thomas antreten. Als sie es aber thaten, waren sie die Boten der ganzen Gemeinde.

Dieser Anfang hat folgenreich nachgewirkt. Es ist bis auf den heutigen Tag eine hervorragende Eigentümlichkeit der Herrnhutischen Mission, daß sie von der Gemeinde als solcher betrieben wird. Synoden der Brüdergemeine haben zu verschiednen Malen die Erklärung abgegeben:

> Es wird nie eine Brüder-Unität geben ohne Heidenmission, oder eine Brüdermission, die nicht Sache der Kirche als solcher ist.

Daher liegt die Leitung des Missionswerkes in der Hand der obersten Behörde in Berthelsdorf bei Herrnhut. Alle Entscheidungen, die zu treffen sind, alle Berufungen der Missionare, werden durch sie vollzogen; die schwere Sorge für die finanzielle Sicherung des über alle Erdteile ausgedehnten Arbeitsgebietes ist ihr übertragen. Diese Auszeichnung der Mission, diese Behandlung als eine öffentliche Angelegenheit ist aber auf die Dauer nur möglich, weil sie auch in der Gegenwart noch, wenigstens von der Mehrheit, als eigentümliches Charisma anerkannt wird, weil die Mission wirklich in dem Gemeindeleben wurzelt. Die Mission ist hier nicht nur ein christliches Werk, das um seiner guten Ziele willen Billigung und Unterstützung erfährt, sondern sie ist das Werk, mit dem ein großer Teil der Mitglieder der Gemeine unmittelbar persönlich verwachsen ist. Es wird in den Gemeinorten wenige Familien geben, die nicht irgendwelche Beziehungen zur Mission haben. Freunde und Bekannte im Dienste der Mission hat jeder, der in der Brüdergemeine aufgewachsen ist.

Mit Recht pflegt hervorgehoben zu werden, daß die Verkündigung des Evangeliums nicht nur Segen hinausträgt, sondern daß daraus ein Strom von Kraft in die heimatliche Kirche zurückfließt. Jede Vereinigung von Missionsfreunden kann diese Erfahrung machen. Die Brüdergemeine hat, weil sie viel gegeben, ganz besonders viel empfangen. Die Anstrengungen, die sie zur Erhaltung des Werkes machen muß, halten das Interesse wach und stärken die Leistungsfähigkeit. Pietisten sind sonst „weltflüchtig“: hier hat sie der Missionseifer bis an die Enden der Welt hinausgetrieben. Pietisten sind für thatkräftiges Handeln in großen, weiten Verhältnissen nicht geschaffen: hier haben sie zu einer Zeit, da räumliche Entfernungen noch Schranken waren, einen Mut und eine Thatkraft bewiesen, der denen häufig abgeht, die über pietistische Beengtheit sich hoch erhaben fühlen. Kleine Kirchengemeinschaften sind stets in Gefahr, auf die abschüssige Bahn sektiererischer Verirrung zu geraten; die Mission bewahrte die Brüdergemeine davor, sie hat ihr vielmehr einen universalen Zug aufgeprägt. Wenn es eine alltägliche Sache ist, von Reisen nach Grönland oder Südafrika, nach Australien oder dem Himalaya reden zu hören, dann erweitert sich der Blick; die ausruhenden Missionare und die junge Generation, die in andren Zonen geboren, nun die europäische Erziehung genießt, erinnern täglich daran, daß die Grenzen des Wohnorts nicht die des Christentums sind. Zahlen reden. In der deutschen Provinz der Brüderkirche, die hauptsächlich das Missionswerk betreibt, stellen sich unter hundert erwachsenen Männern durchschnittlich acht in den Dienst der Mission.

C M

Eugen Deveria

Ein Lebensbild aus der protestantischen Kirche Frankreichs

4

Wie schon erwähnt, war der Künstler gezwungen, um das tägliche Brot zu arbeiten. Es waren vor allem Bildnisse, die er schuf. Die Kurgäste des Ortes ließen sich gern von dem Künstler malen, dessen Name einst so gefeiert gewesen war und der nun so wohlfeil seine Pastellgemälde schuf. Viel künstlerischen Erfolg hatte er freilich auch hier nicht. Der Geschichtsmaler, der gewohnt war, auf riesengroße Leinwand Charaktergestalten mit breitem Pinsel in großem Stile hinzuwerfen, fand es abgeschmackt, die häßlichen, alltäglichen Gesichter

seiner Auftraggeber in das schmale Oval des Rahmens zierlich und glatt hineinzumalen. Mit Zagen und innerlichem Widerstreben ging er an jedes dieser Werke, mit Unwillen und Mühe vollendete er es, und kein rechtes Gelingen krönte je die Arbeit. Namentlich Frauenbildnisse machten ihm viel Not. Selten traf er die Aehnlichkeit nur einigermaßen zur Befriedigung der Familie. Und auch diese Mißerfolge verursachten ihm viel Kummer und Demütigung. Daneben schuf er mit emsigem Fleiß allerlei kleine Bilder, Aquarellen, Landschaften, Kostümstudien aus den Pyrenäen; hierfür fand er in der Fremdenkolonie unschwer Käufer, welche die wohlfeilen Blätter des namhaften Künstlers in ihren Koffern leicht mit nach Hause nehmen konnten. Endlich, um seiner Frau, welcher der finanzielle Erwerb bei weitem die Hauptsache war, zu willen zu sein, errichtete er ein Atelier, in dem er Kindern und jungen Mädchen Zeichenstunde erteilte. Wie schwer diese tägliche Last auf die Seele des hochfliegenden Mannes drückte, läßt sich denken. Er kam sich vor wie ein mutiges Schlachtroß, das den Pflug durch die Scholle ziehen muß. Ach, und das Leben daheim wurde immer peinlicher! Seine Frau verstand ihn je länger je weniger, seine Tochter blieb ihm fremd und fremder, je mehr sie in die erzieherische Gewalt der Priester kam, die er unbedachterweise auf Begehr seiner selbst religiös ganz gleichgiltigen Frau einst ins Haus gelassen hatte. Selten schüttelt er einmal die Sorgen ab; dann eilt er ins Gebirge, und da in der Stille des ländlichen Lebens verbringt er friedliche, glückliche Tage; dort besucht ihn wohl auch einmal wieder sein Genius, sodaß er Schönes zu schaffen vermag. Auf solchem Ausfluge kehrt er einmal bei einem protestantischen Pfarrer ein, hoch oben in verborgner Waldeinsamkeit. Er besucht da den Gottesdienst und ist noch mehr hingerissen von der Feier unter diesen einfachen Leuten, als von den Andachtstunden, die er zu Pau inmitten einer geistig gebildeten Gemeinde erlebt. Er schildert tief ergriffen den schlichten Betsaal auf dem Meierhofe, in dessen Ecken die Arbeitsgeräte hängen und liegen, die grobgezimmerten Bänke, die einfache Ausstattung des Altars.

Glücklicherweise weiß der Heiland, was ein Stall ist; er weiß, was diese armen Wesen sind, welche das Feld bebauen, weil sie diejenigen sind, die zuerst seine Kinderhände geküßt haben. Die Henne, die während der Andacht mit ihren Küchelchen durch die Halle schritt, mißfällt dem nicht, der zwischen Ochs und Esel geboren ward...... Auf der einen Seite saßen die Männer, auf der andern die Frauen; an beiden Enden des Raumes offne Thüren — ohne Furcht vor der Zugluft; der Abendmahlstisch steht zwischen der Thüre, durch die das Sonnenlicht fällt, und einem kleinen Fenster, und hinter dem Tische steht der Freund, der Bruder, der uns die Geistesnahrung spendet, wartend, daß der Herr uns die Seelennahrung gäbe.

Niemals habe ich Gleiches erfahren. Diese Erbauung inmitten der Armut, die starke und wohllautende Rede des Pastors, der eintönige und andächtige Gesang dieser ungelehrten Leute, die alles auswendig wissen, das gesalbte und evangelische Gebet dieses Arbeiters, welcher weint, da er für ein leidendes Glied der Kirche bittet, alles das erfüllte mich mit Freude und Liebe; und als an mich die Reihe kam, für alle zu beten, habe ich mit Segen gebetet; ich weinte und war, glaube ich, nicht der Einzige, der weinte. Ich weiß nicht, was ich gesagt habe, aber ich bin sicher, daß Gott es gehört hat, denn gewißlich war der Herr da, und alle schienen ihn zu spüren.

In der Absicht, in seiner Familie eine wirkliche Herzensgemeinschaft herzustellen, hatte Deveria Hausgottesdienste bei sich eingeführt. Aber was ihm hatte Freude bereiten sollen, wurde ihm zur Qual. Die Gleichgiltigkeit seiner Frau, die verborgne Feindseligkeit seiner Tochter ließen eine reine Freude, eine ungetrübte Andacht bei ihm nicht aufkommen, wenn er unter ihnen betete. Marie hatte sich sogar angewöhnt, während ihr Vater das Gotteswort las und erklärte, ruhig fort zu arbeiten. Sie gehorchte dabei wohl dem Rate, den ihr einer der Herren „in der schwarzen Robe“ gegeben hatte; denn sie stand gänzlich unter dem Einflusse der katholischen Priester. Als er eines Tages wieder die gewohnte Andachtsstunde beginnt und im Anfangsgebet brünstig Gott bittet, ihnen allen wohlbereitete, andächtige Herzen zu verleihen, gewahrt er wieder mit Schmerz und Entrüstung, wie Marie in ihrer Handarbeit seelenruhig fortfährt, als ginge sie des Vaters Gebet gar nichts an. Da strömt sein Herz über von Bitten zu Gott, er fleht Gott an, ihm zu verzeihen, wenn er selbst dazu beigetragen, sein Kind sich ihm (durch die katholische Erziehung) zu entfremden, er weint vor ihm über die Härte dieses Tochterherzens, das den Heiland in seiner Einfachheit nicht schauen wolle. Und wie er sich nun von den Knieen erhebt, die Seinen in heißer Liebe zu umarmen — da wendet sich seine Frau unwillig von ihm hinweg und stellt sich zugleich zwischen ihn und die Tochter. Tiefgebeugt, ohne ein Wort der Klage oder des Zorns verläßt er das Zimmer und hat dann keine gemeinsame Hausandacht mehr gehalten. Keine von den Frauen aber hat jemals gefragt, warum er die alte fromme Sitte aufgegeben habe!

Da wars kein Wunder, wenn die Zeiten für den armen Künstler bitter wurden. Sein Herz bricht fast zusammen bei dem Mangel an Liebe, dem er bei „seinen Lieben“ begegnet, denen er doch einst Ruhm und Glück geopfert hat. Und dabei muß er alle seine himmelstürmenden, idealen Gedanken preisgeben und um des täglichen Brotes willen im Schweiße seines Angesichts Arbeiten verrichten, die ihm durchaus zuwider sind, seine Kräfte verzehren, sein Talent untergraben. Dennoch hat er sich allezeit willig der sauern Arbeit unterzogen, keine dünkte ihm zu gering. Und wäre der Verdienst ein besserer gewesen, er hätte mehr als das eine schwere Mal seine Kunst in den Dienst des Leinwandfabrikanten gestellt, dem er Zeichnungen für Tischtücher zu liefern hatte. Ein Glück für ihn, daß die Arbeit so mühsam, der Lohn so kärglich war; er wäre in solchem Wirken untergegangen. Strömt doch je einmal ein Seufzer über seine Lippen, aus seiner Feder — rasch genug weiß er ihn in frommer Ergebung zurückzudämmen. So am 2. April 1849:

Keine Schüler, kein Atelier — und ich würde malen, was mir Ehre und vielleicht auch Geld, jedenfalls Freude brächte. Aber — ich bin ja also nicht zufrieden mit meinem Lose, ich will andres, als der Herr mir giebt.

Marie wurde achtzehn Jahre alt Zeichenlehrerin. Sie besaß dazu ein hübsches Talent. „Das ist Brot für das liebe Kind, aber die Zukunft wird uns sagen, ob es ein geistiger Segen ist.“ Das liebe Kind blieb ihm das Sorgenkind. Er bedauerte je länger je mehr, daß sie das Opfer der „falschen Christen“ geworden; er fühlte es schmerzlich, wie fremd sie ihm blieb, wie äußerlich werkheilig ihre Religion sei, und doch glaubte er sich keinen ernsten Vorwurf darüber machen zu müssen, daß er das Kind in dem Glauben ließ, zu dem es von Anfang an durch die Mutter geführt worden war.

Je mehr Deveria sah, wie fremd und fern er in seiner Sinnesart den Seinen blieb, je trauriger es ihm in seinem Hause zu Mute war, um so reiflicher erwog er zu beiderseitigem Heile eine längere Trennung. Er vermochte es nicht über sich, die Furcht und Sorge vor der Zukunft seiner trotz alledem geliebten Tochter unthätig zuschauend tragen zu müssen. Er beschloß zu reisen. R B

Die Notwendigkeit eines weltlichen Besitzes für den Papst

Uebersicht: Einleitung; 1. Der Beweis aus der heiligen Schrift; 2. Die Beweise aus Natur und Geschichte; 3. Der Beweis aus der Uebereinstimmung der Völker; 4. Schlußwort

Seit Leo XIII. die Losung ausgegeben hat: Den Kirchenstaat zurückfordern! hallt es von allen Seiten auf den Katholikenversammlungen des Erdkreises wieder: Rom dem Papste! Man muß anerkennen: die Maschinerie, die von Rom aus geleitet wird, arbeitet mit wunderbarer Genauigkeit, und wer den Maschinisten und die Maschinerie nicht kennt, möchte leicht verblüfft werden, und was lediglich Echo von Rom ist, für Zuruf an Rom und an die Völker halten. Und dieser falschen Meinung kommt die päpstliche Presse zu Hilfe, indem sie unaufhörlich ruft: Seht da, das Verlangen der katholischen Völker! Wer kann noch widerstehen?

Aber die Völker bleiben taub. Den Ruf hört zwar das katholische Volk, aber es hat sich nie in einem Jahrtausend um den weltlichen Besitzstand seines Oberhauptes gekümmert, zufrieden, daß der Papst in unbestrittenem Besitz der Herrschaft über die Geister ist, und glücklich in dem Bewußtsein, daß es

in ihm den „Stellvertreter Christi“ sehen darf. Die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigt diejenige ultramontane Presse, die noch ein freies Wort zu sagen wagt, selbst. So schreibt das „Bayerische Vaterland“ (Nr. 146 vom 29. Juni 1889) über den bayrischen Katholikentag:

Mag nun der Katholikentag für gewisse Leute die erwarteten Früchte zeitigen oder nicht, eines ist heute schon unwiderleglich dargethan, daß er nicht hervorging aus der Begeisterung und dem Drängen breiter Schichten des katholischen Volkes, welches seine Ruhe haben will, sondern daß er ein Produkt der Agitation einzelner ist. Die Behauptungen des Fremdenblattes vom 25. Mai, daß „in der That das katholische Volk diesmal der drängende und schiebende Teil“ sei, stellt sich als eine wohlberechnete Täuschung dar, deren Zweck leicht ersichtlich ist. Gewisse Abgeordnete, adelige und geistliche Kreise sollten und mußten für die Idee eines bayrischen Katholikentages gewonnen werden. Darum erdichtete man Sympathien da, wo in Wirklichkeit die größte Gleichgiltigkeit herrscht, und sprach fälschlich vom „Volkswillen“ und von einer „ungestümen Bewegung in den Volksschichten,“ in welche jetzt erst noch die Bewegung hineingetragen werden muß.

Das soll überall geschehen: von oben herab wird das Verlangen nach Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes in das Volk hineingetragen; mit allen Mitteln wird darauf hingearbeitet, daß die Stimme von unten ertöne, daß das Volk erregt werde hin und her, damit endlich die Fürsten und Staaten eine Stimme hören, gegen die sie nicht ebenso ihre Ohren verschließen können, wie gegen die päpstlichen Stilübungen und die Rednerkunststücke der Katholikentage.

Und dazu muß die ultramontane Presse helfen. Liest erst der gemeine Mann katholischen Glaubens während der Katholikenversammlungen jeden Tag, das Jahr über jede Woche, mindestens jeden Monat, daß das Heil seiner Seele, das Wohl seiner Kirche gefährdet sei, wenn der Papst nicht den Kirchenstaat zurückerhalte, so wird, ohne daß er eine Ahnung hat, was der Kirchenstaat war und was es mit der weltlichen Herrschaft des Papstes — auch so ein hübsches zweideutiges Wort! — auf sich hat, sich ganz von selbst in seinen Gedankenkreis der Wunsch einschleichen, daß der Papst wieder ein „weltlicher Herrscher“ werde. Und so wird man sich römischerseits nach einigen Jahren wirklich auf die Stimme des Volkes berufen können, die bekanntlich in den revolutionären jesuitischen Systemen stets eine Rolle gespielt hat, sobald es galt, die Fürsten zur Unterwerfung unter den Vatikan zu zwingen. Sonst freilich wird diese „Stimme des Volkes“ sehr gering geachtet, und wenn dieses Volk vollends protestantisch ist, so gilt keinenfalls: Vox populi vox Dei (die Stimme des Volkes ist Gottes Stimme). Hat man es aber glücklich so weit gebracht, daß man sagen kann: Vox populi vox papae (die Stimme des Volkes ist des Papstes Stimme) — wovon das deutsche Volk, soweit es katholisch, thatsächlich noch sehr weit entfernt ist —, dann soll dem „Notschrei“ von 17 Millionen deutscher Katholiken, von 210 Millionen Katholiken des Erdkreises sich alles beugen, selbst wenn der Weltfriede darüber in die Brüche ginge. Und schon jetzt heißt es in einer ultramontanen Zeitung, wenn die Regierung sich dem Volkswillen nicht unterwerfe, so werde der Volkszorn sie vernichten.

Damit aber dem katholischen Volke unablässig die richtige Kost vorgesetzt werde, muß eine Küche vorhanden sein, aus der sich die Kost portionenweise beziehen läßt. Denn der einzelne Redakteur mag zwar stark im Schimpfen sein, er mag in ödem Einerlei immer dasselbe wiederholen, wie es ihm von oben befohlen wird: die „wissenschaftliche“ Begründung zu liefern, ist er selbst selten imstande. Und doch macht es sich so gut, wenn diese gelegentlich beigebracht wird.

Damit nun diesem Mangel abgeholfen werde, entwickeln die Jesuiten eine angestrengte Thätigkeit. Ihr Hauptorgan in Deutschland ist die Monatsschrift: Stimmen aus Maria-Laach, die fast durchgängig von Jesuiten bedient ist. Wir scheuen das Lob nicht: eine reichhaltige, mit großer Umsicht redigirte Zeitschrift, die alle Lebensgebiete umfaßt, soweit sie irgendwie Bezug auf die katholische Kirche haben, deren Späherblicke selten etwas entgeht und die mit großem Geschick

jede Schwäche „protestantischer oder überhaupt akatholischer“ Schriftstellerei auszubeuten weiß.*)

Aus dieser Jesuitenküche nun beziehen zahlreiche ultramontane Zeitungen ihre „Wissenschaft,“ wie der Kundige sehr leicht erkennt, auch wenn die ultramontanen Tagesblätter ihre Artikel auf einen viel niedrigern Ton stimmen, als das Jesuitenblatt. Dieses bringt nun in vier Heften des vorigen Jahres, Februar bis Mai aus der Feder des Jesuiten Hoensbroech einen Artikel: „Papst und Kirchenstaat,“ dem zur Ergänzung im sechsten (Juli-) Heft ein Artikel von demselben Verfasser nachfolgt: „Entstehung und Entwicklung des Kirchenstaates.“

Mit diesen Heften in der Hand lassen sich auf den Katholikenversammlungen donnernde, pathetische Reden, gespickt mit Nachweisen aller Art, über das Sakrilegium gegen den Papst halten; auf Grund dieser Aufsätze wird auch der ungebildetste ultramontane Redakteur noch einige Leitartikel voll tiefer exegetischer und geschichtlicher Weisheit zustande bringen.

Sehen wir uns einmal den Musterartikel näher an! Er sucht zu beweisen, daß der Papst ein Herrscher ist, daß er ein Reich haben, daß er vollkommen unabhängig sein und demgemäß eine territoriale Selbständigkeit beanspruchen, d. h. ein unabhängiger Herrscher auf eignem Gebiete sein muß. Und nun, wie sehn die Beweise aus? Da ist

1. Der Beweis aus der heiligen Schrift

„Hat der göttliche Stifter die Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Staate für seine Kirche gewollt, so besitzt sie dieselbe auch. Und jeder Versuch einer Verkürzung dieser Freiheit ist ein Angriff auf die von Gott festgesetzte Ordnung.“

Also das ist zu beweisen. Es geschieht folgendermaßen. In den Worten des Herrn: Mir ist gegeben alle Gewalt u. s. w. Matth. 28, 18 f. „liegt das Recht auf souveräne Unabhängigkeit unzweideutig ausgesprochen.“ „Die Vollziehung dieses Auftrags wäre ganz und gar unmöglich, der Auftrag selbst somit widersinnig gewesen, wenn nicht zu gleicher Zeit den beauftragten Aposteln völlige Unabhängigkeit von jeder staatlichen Gewalt verliehen worden wäre.“ (!) Bei Aussendung der Apostel bezweckte Christus, die heidnischen Staatsgewalten seinem Gesetz zu unterwerfen. Also konnte er nicht bezwecken, einer Staatsgewalt das Recht zu gewähren, nach Unterwerfung unter das „christliche Gesetz“ sich über dasselbe zu stellen.

Noch klarer drückt Christus die Unabhängigkeit der Kirche Matth. 18, 18 aus: Was ihr auf Erden binden werdet u. s. w. Diese Worte müssen wahr bleiben, so lange es eine Kirche giebt, welche durch diesen Ausspruch die Binde- und Lösegewalt bekommen hat. Dieses Wort Christi wäre hinfällig, sobald der Staat, angenommen, er stehe über der Kirche, ein kirchlicherseits erlassenes Gesetz aufheben würde. „Weil nun diese Aufhebung von der rechtmäßigen Gewalt ausgegangen, so wäre Gott verpflichtet, sie anzuerkennen. Also falsch wäre, was Christus gesagt: Was immer du binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein. Denn die Kirche hätte zwar gebunden, der Himmel aber, d. h. Gott hätte gelöst.“ „Gott hat sich aber durch Christus verpflichtet, zu binden, was die Kirche bindet, zu lösen, was die Kirche löst; also kann auch keine Gewalt binden, was die Kirche löst, und lösen, was die Kirche bindet. Besagt das nicht vollste Unabhängigkeit?“ Die „Ihr“, zu denen Christus hier spricht, sind nämlich die katholische Kirche, und wenn Christus ein andermal sagt: „Was du binden wirst,“ so hat er damit den Papst gemeint, denn der Papst darf sprechen: „Zur Wahrung dieses Interesses ist einst zu mir gesagt worden: Was immer du gebunden haben wirst u. s. w.“ Also alles, was zu Petrus gesagt wurde, wurde direkt dem Papste gesagt; Kirche und Papst sind von Christus selbst für dasselbe erklärt worden.

Christus hat aber ferner gesagt (Matth. 18, 8): Wenn deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, haue ihn ab u. s. w.

*) Ich weiß, wie schnöde jedes Lob unserseits, auch wenn es lediglich formeller Art ist, wie das obige, in der katholischen Presse ausgebeutet wird, und werde mich gar nicht wundern, diesem Satze in aller Bälde bei Anpreisungen der „Stimmen aus Maria-Laach“ seitens der ultramontanen Presse zu begegnen.

Das heißt, der Mensch muß sich des Rechtes auf den Besitz und Gebrauch seiner eignen Glieder begeben, wo der höhere Zweck es fordert; „ebenso ist der Staat gehalten, von seinen Rechten zu opfern, wenn die Kirche zur wirksamen Anstrebung ihres Zieles solch ein Opfer von ihm verlangt.“

Also das Reich Christi ist unabhängig von der Staatsgewalt; daß dieses Reich irdischen Besitzes bedarf, braucht gar nicht bewiesen zu werden: also muß dieser Besitz auch unabhängig sein. Das hat auch der Apostel gemeint, als er Gal. 4, 31 sagt, daß wir nicht Söhne einer Magd, sondern eines Freien seien.

Und als Christus (Joh. 21, 16. 17) zu Petrus sprach: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe! da hat er dieses Wort wiederum zum Papste gesprochen und unter den Lämmern und Schafen die Kaiser und Könige verstanden; sonst wären ja diese von der Kirche Christi ausgeschlossen!! Die Könige sind somit die Söhne, der Papst der Vater. Der Sohn aber gehorcht dem Vater; die Könige, als zur Herde Christi gehörig, müssen der Stimme des obersten Hirten gehorchen; der Papst hat ein Recht auf ihren Gehorsam!!

Sollte aber eine Regierung etwas befehlen, was der Papst als unerlaubt verwirft, dann tritt das Bibelwort in Kraft: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Natürlich, denn wenn „der wunderbare Stammbaum des Papstes hinaufreicht bis zum menschgewordnen Gott,“ so gehört nicht viel dazu, aus dem Abkömmling eines Gottes vollends Gott selbst zu machen. Denn klar ist, daß durch das Wort: Du bist Petrus u. s. w., der Papst „emporgehoben wurde aus dem Menschenmeer und gemacht zum unsterblichen, unabsetzbaren Souverän.“ Unsterblich ist der Papst also auch schon! Gottes Wille hat das Papsttum ins Leben gerufen und erhält es; aber Gott ist allerdings auch an der Einsetzung der staatlichen Gewalt beteiligt, denn Sprüche 8, 15. 16 heißt es: Durch mich regieren Könige — durch mich herrschen Fürsten. Daß hier die Weisheit, nicht Gott spricht, thut weiter nichts zum jesuitischen Schriftbeweis, der seine Bedeutung erst recht bekommt durch die Gleichstellung des „unsterblichen“ Papstes mit Gott. Und wenn er nicht Gott selbst ist, so doch „der Grundstein, auf welchem ein göttlicher Baumeister ein göttliches Gebäude errichtete,“ wie klar aus dem Worte Christi hervorgeht: Auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen.*) Wir waren bisher nach 1. Kor. 3, 11 der Ansicht, dieser Grundstein sei Jesus Christus, und auf diesem werde laut V. 12 allerlei menschliches Bauwerk von menschlichen Baumeistern errichtet. Und wir wissen, daß nach V. 13 das Werk des Papsttums sich als ein recht menschliches jetzt schon erwiesen hat — der jüngste Tag aber wirds vollends klar machen. Und wenn das Alte Testament auch beigezogen wird, so geht Jes. 28, 16: Siehe, ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Eckstein, der wohl gegründet ist — natürlich auch auf den Papst, wie der Jesuit klärlich beweist. Nicht weniger weist Joh. 10, 16 auf den Papst hin; denn wenn Christus sagt: Ich muß noch andre Schafe in den Schafstall führen, so ist ja das nicht richtig, wenn nicht der Papst es an seiner Stelle thut!! Denn Christus hat die Erde verlassen, ehe er es gethan hat.

Aber giebt es nicht auch Aussprüche Christi, die von alledem das Gegenteil sagen? Zum Beispiel: Mein Reich ist nicht von dieser Welt? Nun hier ist leicht zu helfen. Von dieser Welt ist etwas andres als in dieser Welt. Die Kirche ist nicht von dieser Welt, aber in dieser Welt und für diese Welt. Etwas schwieriger ist die Sache schon mit Matth. 17, 24 ff., der Geschichte mit dem Zinsgroschen. Aber auch sie läßt sich erklären. Diese Stelle besagt nach dem Jesuiten klar das Gegenteil von dem — was sie besagt. Die hier von Christo gebrauchten Worte „enthalten so wenig eine Unterwerfung der Kirche und ihres sichtbaren Hauptes unter die weltliche Macht, daß vielmehr kirchliche und päpstliche Unabhängigkeit klar und scharf in diesem Ausspruch hervortreten.“

*) Hebt man römischerseits immer dieses Wort Matth. 16, 18 hervor und wendet es auf den Papst an, warum nicht auch das andre Wort Christi, welches einige Verse weiter unten (V. 23) in demselben Kapitel steht und lautet: Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich; denn du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist! Das ist in der That ein Wort an den Papst — jedenfalls mit demselben Recht der Exegese, mit dem V. 18 auf ihn angewendet wird.

Nämlich also:

Petrus hat bejaht, daß Christus Steuer zahle, aber Christus belehrt ihn V. 25 eines Bessern. Allerdings zahlt Christus die Steuer, aber nur um kein Aergernis zu geben. Und er entnimmt die Steuer nicht der gemeinschaftlichen Kasse, sondern schafft sie durch ein Wunder herbei. Er hat damit handgreiflich gezeigt, daß die Kasse Christi und seiner Apostel, also auch das künftige Kirchenvermögen „durchaus keinen staatlichen Steuergesetzen unterworfen sei.“

Wer sich etwa über diese haarsträubende Bibelerklärung wundert, der höre das Weitere.

Christus sprach V. 27.: Gieb für dich und mich. Kap. 18, 1 fragen die Jünger: Wer ist doch der größeste im Himmelreich? Sie haben also geglaubt, Petrus sei es. Daß Christus sie sofort eines Bessern belehrte, indem er ein Kind unter sie stellte, kommt natürlich für diese Sorte von Bibelerklärern nicht in Betracht. Vielmehr, wie Petrus eben unrecht hatte, als er Steuer zu zahlen willig war, so haben die Jünger jetzt recht! Denn in der That, Christus hat mit diesem Wort den Petrus ganz auf eine Stufe mit sich gestellt; er hat die Freiheit und Unabhängigkeit, die er besaß, auf Petrus ausgedehnt, und somit sind die Päpste durch Christi Willen von irdischer Steuer und irdischer Abgabe frei. Was zu beweisen war!

Am allerschwierigsten aber ist Christi Wort Matth. 20, 25 ff., welches nach römischer Uebersetzung lautet: Ihr wisset, daß die Fürsten der Heiden Gewaltherrscher sind . . . . nicht so wird es sein unter euch. — Schon das Alte Testament giebt in Melchisedek, Moses, Eli und den makkabäischen Brüdern, welche geistliche und weltliche Macht in sich vereinigten, einen deutlichen Wink, daß der Papst als Träger einer geistlichen Macht ganz wohl weltliche Gewalt besitzen kann, und wie demnach die obige Stelle zu erklären ist. Von einem Verbot der Herrschaft ist nämlich in den Worten Christi überhaupt nicht die Rede; die Jünger sollen vielmehr nur „nicht herrschen wie jene, welche Gott nicht kennen, welche ihre Herrschaft mißbrauchen“! Man lese dazu die Verse 26 bis 28, die der Jesuit einfach außer Betracht läßt, da doch keiner seiner Leser eine Bibel besitzt! Wollte man aber aus Joh. 6, 15, wo Christus den Juden entweicht, weil sie ihn zum Könige machen wollen, „irgend einen Schluß für seinen Stellvertreter ziehen,“ so wäre dies „gänzlich verfehlt.“ Man sieht: je nachdem darf man Schlüsse ziehen, je nachdem nicht. Wie gut, daß die Kirche als unfehlbare Lehrerin ihren Gläubigen für den Gebrauch der Bibel und ihre Auslegung die nötigen Winke giebt!

Ueberdies hat Christus die Königswürde gar nicht ausgeschlagen, sondern nur die Bethätigung derselben. Er bedurfte keiner äußern Sicherstellung seiner Freiheit durch weltlichen Besitz oder weltliche Herrschaft; der Papst, sollte man denken, nach den bisherigen Beweisen auch nicht. Aber nein, nach jesuitischer Logik bedarf er ihrer.

Das sind also die Beweise aus der Bibel. In der That, weiter bedarf es keines Zeugnisses, wie recht Goethe hat:

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihrs nicht aus, so legt was unter!

Was man vom katholischen Gesellenverein Gutes lernen kann

Uebersicht: 1. Leben und Treiben im Gesellenverein; 2. Ausdehnung und Einrichtung des Vereins; 3. Kolping, der Gründer des katholischen Gesellenvereins; 4. Schlußwort

Was man vom katholischen Gesellenverein Gutes lernen kann: diese Frage, mein lieber Leser, möchte ich im Ernst nicht bloß aufwerfen, sondern, so gut ich kann, auch beantworten. Am liebsten freilich so, daß ich damit zugleich ein „Zeugnis für

das im heutigen Katholizismus noch lebendige Christentum," wie Nr. 29 d. Bl. vom vorigen Jahre wünscht, geben könnte. Aber das Wort „lebendiges Christentum" ist mir zu heilig, als daß ichs wagen könnte, seine Spuren zu zeigen. Im übrigen mag, das gebe ich gerne zu, in den katholischen Gesellenvereinen viel Spreu sein und mehr oberflächliches Wesen als in unsern Jünglings-, Männer- und Arbeitervereinen, auch mag der Klerus, der an diesem Werke arbeitet, es hauptsächlich als tüchtige Schule zur Heranbildung von Zentrumswählern schätzen — zweierlei ist es jedenfalls, was ich werde beweisen können: 1. Die Sache ist aus gut christlichem Liebesgeist heraus geboren, und 2. auch in ihrer gegenwärtigen Form ist sie ein Werk an der Handwerkerjugend von großer sozialer Bedeutung und von moralischem Gehalt. Und sollte uns etwa die Freude an dem Guten, das wir darin finden, durch die römische Luft verdorben werden, die doch auch davon ausgeht: mit evangelischem Geiste durchdrungen muß ja das Beste, was wir von auswärts nehmen, noch besser werden. Also zur Sache!

1. Leben und Treiben im Gesellenverein

Wir wandern durch eine große rheinische Stadt. Durch ein schönes weites Thor, an dem wir vorüberkommen, winkt uns ein Heiligenbild aus einer Nische im Hof, mit frischen Blumen und grünen Zweigen geschmückt. Wer wohl der Heilige sein mag? Wir treten in den Hof. Der Hausmeister naht. Unsre Neugierde thut ihm wohl: „Nicht wahr, meine Herren, das ist Ihnen etwas Neues, daß der heilige Joseph auf diese Weise verehrt wird? Nun, er ist ja schon lange unser Patron, seit es einen Gesellenverein giebt, aber je größer das Werk, je mehr Preis dem Meister! Der heilige Joseph ist eigentlich unsre Hausordnung: Arbeit und Religion!"

Also ein Gesellenverein! Und das schöne, geräumige Haus, in dessen Hofraum wir stehen, ist wohl gar das Vereinshaus für die Gesellen? Nicht ohne Stolz nickt der Hausmeister sein Ja, und wenn wir ihm sagen, daß wir evangelisch sind, aber einen katholischen Gesellenverein schon lange gern gesehen hätten, so ist er zweimal gern bereit, den Führer zu machen.

Der erste Raum, den wir betreten, ist ein geräumiger, einladender Saal, hübsch bemalt, mit den Bildern von Kaiser, Papst und Bischof geziert. Nach unsrer flüchtigen Schätzung haben mindestens tausend Menschen hier Platz. Ist denn der Gesellenverein so stark? „Ein paar Hundert Mitglieder zählt er immer," lautet die Antwort, „aber wenn gespielt wird, mögens wohl über tausend Personen sein." Gespielt? was soll das? Nun richtig, da ist ja die Bühne; am Karneval und Kirmes, an Weihnacht und am Stiftungsfest, wird uns gesagt, hat der Gesellenverein seinen Theaterabend, und hintennach kommt ab und zu auch ein Ball. Das geschieht wohl, wenn der Kaplan fort ist? „O nein, der Kaplan muß ja doch das Ganze arrangiren und sorgen, daß alles ordentlich bleibt."

Also am Vormittag des Stiftungsfestes Messe, abends Theater und Ball, wie paßt das zusammen? Der Hausmeister meint: „Sie verstehen das nicht; bieten wir unsern Leuten nicht in Zucht und Ordnung alles das, was sie an jedem Sonntag in Biergärten und Schaubuden mit Leichtsinn und Zuchtlosigkeit haben können, dann laufen sie uns davon." Da machen wir uns unsre Gedanken. Doch weiter!

Wir kommen ins Wirtschaftszimmer. Es ist Feierabendzeit, und die Gesellen kommen nun bald, einer nach dem andern. „Nun, meine Herren, bin ich ans Buffet gebunden, die Gesellen wollen ihr Abendbrot. Das bekommen sie ja bei uns viel billiger und besser als anderswo, hauptsächlich wenn sie ganz bei uns in Pension sind. Aber wenn Sies interessirt, bleiben Sie ruhig da!" Wir setzen uns in die Ecke und schauen ein halbes Stündlein zu: frische, anständige Leute treten ein; man siehts ihnen an, sie sind hier zu Hause. Der Sprache nach sind sie aus allen Gauen Deutschlands; wie thut es so wohl, in einem christlichen Hause den Bayern und Rheinländer, den Schlesier und Schwaben in brüderlichem Verkehr zu sehen! Das hat uns bei den Jünglingsvereinsfesten im Wupperthal oder in Berlin oder in Stuttgart auch immer so herzlich gefreut.

Aber nun haben wir im katholischen Gesellenhause doch so viel gehört und gesehen, daß es uns aufrichtig nach mehr gelüstet. Könnten wir nicht vom Vereinsvorstande noch etliches herausbekommen, was uns als Freunde der evangelischen Jünglingsvereinssache nun erst recht interessirt? Wir fragen einen Vorübergehenden. „Vorstand? Sie meinen den Präses; der Herr Kaplan wird im Augenblick da sein." Es steht denn auch keine fünf Minuten an, und der geistliche Herr erscheint. „Gott segne das ehrbare Handwerk!" lautet sein Gruß. Alles erhebt sich und spricht die Antwort: „Gott segne es!" Man stellt uns dem Kaplan vor, und er setzt sich zu uns.

Wir hören von ihm, daß nicht weniger als neunzig junge Leute in diesem Hause wohnen, lauter Gesellen, Mitglieder des Vereins; für volle Kost und Wohnung zahlt jeder täglich 1 Mark 25 Pfennige, für rheinische Verhältnisse gewiß einen billigen Preis. „Also nicht wahr," fügt freundlich lächelnd der Priester hinzu, „eine soziale Wohlthat, die nicht zu verachten ist, zumal wenn Sie hinzunehmen, daß der Verein auch seinen wandernden Mitgliedern hilft?" Den eigentlichen Handwerksburschen? wie denn? „Nun, wer drei Monate irgend einem Gesellenverein angehört hat, bekommt im Gesellenhaus einen Tag lang Kost und Herberge umsonst; ist kein Gesellenhaus da, so bekommt ers in einem anständigen Gasthause, das der Verein überwacht." Aber lassen sich dann nicht viele um der äußern Vorteile willen in den Verein aufnehmen? „Mag sein, der oder jener. Aber mit welcher guten Sache wird kein Mißbrauch getrieben? Uebrigens muß der wandernde Geselle die ihm angebotene Arbeit nehmen, sonst bekommt er nichts. Und im übrigen sorgen wir selber dafür, daß unsre Mitglieder neben ihren bedeutenden Vorteilen ihre Pflichten nicht vergessen!"

Also der Punkt, nach dem zu fragen wir nicht gewagt hätten: wie weit geht die moralische und religiöse Verpflichtung eines Mitgliedes in diesem katholischen Verein? Da erfahren wir denn allerlei Interessantes: Kein Mitglied darf an einem Sonn- oder Feiertage arbeiten, keiner darf zu den Sozialdemokraten gehen, sonst wird er ausgeschlossen. Viermal im Jahre ist heilige Kommunion, Sonntag früh gehen die Gesellen alle zur Messe — die evangelischen Mitglieder sind jedoch hiervon dispensirt und sollen nur, wenn ein Mitglied stirbt, zur Totenfeier kommen.

Eine regelmäßige Erbauungsstunde wird wohl auch gehalten? „Erbauungsstunde? Nun ja, sagen wir lieber Religionsunterricht; der findet in manchen Vereinen, wie auch in dem meinigen, ganz regelmäßig am Montag Abend statt." Und die Gesellen kommen? „Sie müssen. So etwas muß obligatorisch sein. Uebrigens machen wirs kurz, mehr aufs Moralische gewendet, ab und zu auch einen kräftigen Witz, das zieht!"

Noch eine Frage hätten wir auf dem Herzen, aber eine gar heikle. Man hat ja einst bei Kullmanns Attentat auf Bismarck allerlei darüber gehört, daß im Gesellenverein ganz gehörig für ultramontane Rechnung gearbeitet werde. Nun denn, wir wagens: Hat auch die Politik ihre Stätte im Verein? „Politik? Sie denken wohl an Wahlumtriebe. Das ist ja schon dadurch ausgeschlossen, daß man Mitglied nur sein kann vom 18. bis 25. Jahre." Und dann, wenn der Geselle 25 geworden ist? muß er austreten? „Wenn Sie wollen, ja; aber er kann ja Ehrenmitglied werden, und wo ein katholischer Meisterverein ist, wird er wohl dem beitreten. Uebrigens — ist es nicht traurig genug, daß man uns in Preußen immer im Verdacht hat, ich meine von Polizeiwegen, als treiben wir unerlaubte politische Geschäfte? Der Staat sollte unsre Bestrebungen fördern, statt sie immer mißtrauisch zu überwachen. Da hat einmal die Polizei bei unserm Generalpräses in Köln Haussuchung gehalten — natürlich nichts gefunden. Wie viel vernünftiger ist der protestantische König von Württemberg, der den Stuttgarter katholischen Gesellenverein alljährlich durch einen hübschen Beitrag unterstützt! Sie sehen, in einem Lande, wo der Kulturkampf das Urteil noch nicht verwirrt hat — ich weiß ja nicht, wie Sie darüber denken —, da wird auch noch sachlich geprüft und das Gute anerkannt. Wir wollen doch dem Ruin des Handwerks entgegenarbeiten, wollen die gefährdeten

Einzelkräfte sammeln: ohne Religion geht das natürlich auf die Dauer nicht, das sollte die Regierung verstehn."

So ist also unser Gespräch doch an die böse Grenze gekommen, ja darüber hinaus. Es würde von Minute zu Minute peinlicher werden; darum — höflichen Dank für die freundliche Belehrung! Wir gehen.

2. Ausdehnung und Einrichtung des Vereins

Vor mir liegt ein Wanderbüchlein des Gesellenvereins aus dem Jahre 1887. Es zählt 571 Vereine in Deutschland auf, 571 Stationen, wo der wandernde Handwerksgeselle, wenn er selber dem Verein angehört, sicher ist, als Bruder bewillkommt und gehalten zu werden. Jünglingsvereine gab es um dieselbe Zeit in Deutschland etwa 650 — also sind wir Evangelischen stark zurück.

Respektabel ist ferner die Zahl von etwas über hundert eignen Gesellenhäusern. Städte wie Düsseldorf und Köln haben sogar zwei. Der Kölner Verein, wohl der größte von allen, zählte im Jahre 1887 „durchschnittlich 1300 Mitglieder, und zwar etwa 1000 Gesellen und etwa 300 selbständige Meister, bezw. verheiratete Gesellen; es reisten zu aus andern, verbrüderten Vereinen 2204 Mitglieder, welche im Hospitium freie Herberge und die übliche Verpflegung fanden." Das Merkwürdigste in der Uebersicht ist übrigens: Berlin steht nicht darin. Das erklärt sich so. In Berlin bestand einst ein blühender Verein; Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm persönlich die juristische Persönlichkeit verliehen, nachdem sie der Minister verweigert hatte. Aber beim Kullmannschen Attentat muß denn doch allerlei weniger Harmloses zum Vorschein gekommen sein, und so hat die Hand des Staates die Thür zum Vereinslokal zugeschlossen. Nun hat in den letzten fünfzehn Jahren der römische Wind in Berlin sehr verschieden geweht, und eine Wiedereröffnung des frühern Betriebes im Verein wäre sicher keine Unmöglichkeit gewesen, aber man läßt, wie es scheint, lieber zur Belehrung für Katholiken und andre die offne Wunde in der Reichshauptstadt klaffen und — treibt unter dem Namen einer Krankenkasse die Arbeit fröhlich weiter.

Was an dem großen Heere der deutschen Gesellenvereine vor allem ins Auge fällt, ist ihre stramme Organisation. Nur Handwerksgesellen werden aufgenommen; damit aber die katholischen Handwerkerkreise auch wirklich ganz umspannt werden, erzieht man die, „welche es werden sollen," die Lehrlinge, teilweise in besondern Vereinen, und die, „welche es gewesen sind," die Meister, womöglich auch. Die dreifache Schnur reißt nicht! Und wer müßte nicht die Arbeitsteilung auch darin bewundern, daß für den Bauern und für den „Arbeiter," d. h. Bergmann oder Fabrikarbeiter, je wieder besondre katholische Vereine bestehen!

Stramm werden nun aber die Gesellenvereine hauptsächlich den kirchlichen Organen unterworfen. Der Präses ist stets ein Geistlicher und wird vom Bischof ernannt. Die Präsiden jeder Diözese stehen unter dem Diözesanpräses, der „im Einverständnis mit dem Vorstande des Lokalvereins" den Präses jedes einzelnen Vereins dem Bischof vorschlägt, im übrigen selbst vom Bischof erwählt wird. Auf diese Weise kann es natürlich auch geschehen, daß dem Gesellenverein zuliebe ein besonders geeigneter Geistlicher an einen bestimmten Ort versetzt wird. Der oberste Leiter ist der Generalpräses in Köln.

Der geistliche Präses hat den Verein völlig in der Hand. „Alle Anzeigen, welche außer dem Vereinslokal durch Vereinsmitglieder veranlaßte Unordnungen betreffen, dürfen nur an den Präses und zwar im Geheimen geschehen." Dem Präses steht es zu, „nach Befund der Umstände die Uebertreter der Statuten zu bestrafen, sogar aus dem Verein zu entlassen." Während jedoch der Geistliche die Zügel führt, wird die eigentliche Vereinsarbeit vielfach von dem Senior gethan, den die Mitglieder — aber wohlgemerkt nur die katholischen — aus ihrer Mitte wählen.

Von unsern Jünglingsvereinen her sind wir gewöhnt, daß die Erbauungsstunde im Mittelpunkte steht. Kolping, der Gründer des katholischen Gesellenvereins, hebt einmal geflissentlich hervor: „Im Verein wird nicht gebetet und gepredigt, wohl

aber geplaudert, gesungen, gelesen und Nützliches gesprochen." Ein andermal warnt er in seiner derben Weise vor der Verwechslung — man muß fast denken, mit unsern Jünglingsvereinen: „Glaubt nur nicht, daß wir die Gesellen gleich packten und auf die Kniee setzten; nein, aber dein Leben sei deinem Glauben gemäß! Dabei hat er volle Freiheit; wir üben nur brüderliche Aufsicht."

Die Freiheit ist da, ohne Frage, und von dem Wahlspruch der Vereine:

> Religion und Tugend,
> Arbeitsamkeit und Fleiß,
> Eintracht und Liebe,
> Frohsinn und Scherz —

kommen die zwei letzten gehörig zum Wort. Die Theaterstücke sind nämlich keineswegs vorwiegend ernst oder katholisch. In einem Verzeichnis finden wir Possen wie: „Der gescheite Nazel oder Schuster bleib bei deinem Leisten!" „Lumpacius Vagabundus oder das liederliche Kleeblatt." Ein Vereinsbericht weiß zu rühmen: „Das Zwerchfell der Zuhörer war in beständiger Erschütterung." Und im Gesangbüchlein des Gesellenvereins findet sich eine Abteilung mit der lieblichen Ueberschrift: „Blechlieder."

Also, wie die „Präsesschule" sehr richtig bemerkt, der katholische Gesellenverein ist „keine religiöse Bruderschaft," sondern eine „mehr bürgerliche Anstalt, welche hauptsächlich auf die Besserung sozialer Zustände hinarbeitet, wodurch Ordnung und Halt in das regellose Leben der jungen Handwerker gebracht werden soll."

Die Handwerkstüchtigkeit zu pflegen, giebt man den Gesellen auch Gelegenheit zum Unterricht in gewerblichen Fächern im Verein, hat eine fleißig benutzte Sparkasse — wo aber die Tüchtigkeit gepflegt wird, kommt die Ehre von selbst. Und die Ehre des Handwerks wieder zu heben, das war der hauptsächliche Gedanke bei der Gründung der Vereine. P W

„Ehre geht selbst dem armen Manne über Brot"

Es gehört zu den schönsten Freuden auf Gottes Erden, in einer Ueberzeugung, die uns ans Herz gewachsen und aus unsrer ganzen seitherigen Lebenserfahrung herausgewachsen ist, die unserm Streben und Leben die Richtung giebt, auf Gesinnungsgenossen zu stoßen, die augenscheinlich von andern Grundgedanken herkommen. Treffen sie mit uns aber in der einen Ueberzeugung zusammen, so schöpfen wir daraus den Beweis für deren Richtigkeit, und mit neuer Freudigkeit treten wir in den Kampf für sie ein.

So ist es mir gegangen, als ich ein Buch zur Hand nahm, das, oberflächlich angesehn, ein sehr langweiliges Gesicht hatte: Tabellen, Statuten, Berechnungen, dazwischen einige Abbildungen, die nichts besonders Anmutiges zeigten, Grundrisse von Gebäuden, Fabrikanlagen, wie sie auf jedem Reklamezettel zu finden sind — wahrscheinlich ein trocknes Lehrbuch, dem nur der Fachmann Beifall und Geschmack abgewinnen kann. Weit gefehlt! Ich möchte dies Buch, zumal seine ersten neunzig Seiten, in jedes Menschen Hand legen, der ein Herz in der Brust hat, daß er sich das Herz daran warm und wärmer lese. Denn durch alle die Zahlen, Ordnungen, Bestimmungen flutet ein lebendiger Strom, der heißt Liebe. Und die trocknen Aufzählungen malen ein Zauberreich vor unsre Augen hin, wonach wir uns lange gesehnt haben — und siehe, es ist Wirklichkeit; das Reich einer versunknen Herrlichkeit, wie wir gemeint hatten — und siehe, es ist Gegenwart. Wie eine Weissagung besserer Zeiten, wie ein Wegweiser der Bahnen, die aus den Nöten der heutigen Tage herausführen werden, erscheint mir dies Buch. Das erquickt, das thut wohl, wenn sich einem sonst der „große Kummer der Völker" auf die Seele gelegt hat.

Wer ist dieser mein Freund und Prophet? Hier sei er vorgestellt mit allen seinen Personalien: Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen von Dr. Julius Post, Professor an der Technischen Hochschule in Hannover. Erster Band. Die Kinder und jugendlichen Arbeiter. Berlin, Robert Oppenheim,

1889. 10 M. Das Buch verdankt seine Entstehung umfassenden, zum großen Teil mit Unterstützung des preußischen Kultusministers unternommenen Studienreisen, persönlicher Anschauung und der innigen Liebe zu unserm Volke. In fünf Briefen ist der Ertrag, sind die gewonnenen Grundsätze zusammengestellt, während uns der größte Teil des Buches durch die verschiednen Anstalten führt, die der Verfasser als musterhaft kennen gelernt hat.

Das Exemplar, das neben mir liegt, ist ein geliehenes. Die Hand seines sehr sachkundigen Eigentümers hat dick die Worte unterstrichen, die ich als Ueberschrift über meinen Artikel gesetzt habe: *Ehre geht selbst dem armen Manne über Brot.* In diesem Satze hängt das ganze Buch, hängt nach unsrer Ueberzeugung die Lösung der sozialen Frage. Nur möchte ich statt des Wortes Ehre lieber Achtung gesetzt wissen, da das Wort Ehre das Mißverständnis nicht ausschließt, als handle es sich um eine unberechtigte Eitelkeit, die zu befriedigen bedenklich sein würde. Dagegen schließt der Begriff der Achtung vielmehr die sittliche Pflicht in sich, sie zu beanspruchen und sie zu gewähren.

Achtung — sie ist so recht das Gegenteil von Stolz; sie bedeutet das wunderbare Gemisch von Interesse, Teilnahme und Liebe und wiederum Zurückhaltung, Anerkennung der Rechte und Vorzüge des Andern, sie ist eine unsichtbare, stille sittliche That, aber deshalb am wirksamsten; sie setzt immer, wo sie auftritt, eine sittliche Reife, ein bewußt ergriffenes Ideal voraus, und darum hat sie für den, dem sie gilt, eine so beherrschende, hebende, zwingende Macht. Ein von der Achtung andrer getragner Mensch wächst innerlich; er hat daran ein Kapital, das zu verschleudern er sich schwer entschließen wird; er fühlt unmittelbar, daß das die Seile sind, die ihn halten, daß daran auch die Selbstachtung hängt, ohne die ein Mensch aufhört, sittlich zu leben. Und wie Gott wunderbarerweise in alle seine Lebewesen den Trieb gerade für das gelegt hat, was sie zum Dasein brauchen, so trägt jeder Mensch — er müßte denn das Glied einer ganz verwahrlosten Familie sein, und auch hier bestätigt die Ausnahme die Regel — das durchaus berechtigte Verlangen nach Achtung von seiten der Mitmenschen in sich. Dieses Verlangen steigert sich in dem Maße, als ihm diese Achtung entzogen wird; bleibt es unerfüllt, so treten sittliche Krankheitserscheinungen ein, die scheinbar mit dem Verhungern an Achtung nichts zu thun haben, aber dennoch seine Folgen sind. *Diese zum sittlichen Leben notwendige Achtung wird aber im großen Ganzen unsern Arbeitern von den Gebildeten, die ihrerseits die größte Achtung in Anspruch nehmen, vorenthalten. Nicht Teilung des Besitzes, Teilung der Achtung ist die Seele des sozialdemokratischen Programms.* Und unsre Arbeiter haben, weil sie Menschen, noch mehr weil sie Arbeiter, vor allem aber weil sie christliche Arbeiter sind (so wenig sie es auch noch sein wollen), ein heiliges Recht auf Achtung. Dieses ihnen zurückzuerobern, das ist unsre, der Volksfreunde, der Pfarrer hohe Aufgabe. Nicht das Recht auf Arbeit, nicht das Recht auf Alters- und Krankenversorgung, nicht das Recht auf allerlei politische Rechte brennt unsern Arbeitern auf der Seele, ist der von ihnen selbst selten erkannte Drang ihres unzufriednen Sinnes, sondern das Recht auf Achtung. Ja, gebt ihnen alle materiell nur möglichen, alle politisch nur durchführbaren Rechte, führt den sozialistischen Staat selbst ein, versagt ihnen aber dabei fernerhin die Achtung, und der sozialistie Staat wird zur Revolution drängen, und im Sturm wird sich eine wahnwitzige Menge erobern wollen, was Jahrzehnte, was Generationen ihnen vorenthalten haben, die warme, aufrichtige Achtung, die *persönliche Fürsorge* und Teilnahme. In einem Zerrbild kindischer Eitelkeit wird sich jener Heißhunger befriedigen wollen, aber von Haus aus ist dieser Hunger gesund.

Wenn man aber einwendet, daß es doch ein krankhafter Idealismus sei, die arbeitende Klasse mit „Achtung" abspeisen zu wollen, während doch ihre volkswirtschaftliche Lage eine unwürdige bleibe, so antworte ich, daß eben, um diese verbesserte Lage herbeizuführen, Achtung notwendig ist, daß diese Achtung sich unbedingt bethätigt in einer hingebenden, fürsorglichen, persönlichen Teilnahme am Wohl und Wehe der Arbeiter, daß umgekehrt alle noch so guten Einrichtungen, die nicht von dieser persönlichen Macht geschaffen und von ihr durchdrungen sind, wo nicht immer wieder die persönliche Berührung die Hauptsache bleibt, ihren Zweck verfehlen und statt Wasser Oel ins Feuer gießen. Nicht „Wohlfahrt," sondern „Wohlwollen" giebt Post deshalb als Parole aus.

Damit wollen wir uns unserm Buche wieder zuwenden, von dem wir uns eigentlich gar nicht entfernt haben, denn es bietet für die ausgeführten Gedanken den Beweis der Thatsachen — es macht sie wahr und unwiderleglich.

Zunächst eifert Post gegen die falsche „Arbeiterwohlfahrt," der das Herz fehlt. Er läßt die Thatsache reden:

> In einer der größten gewerblichen Anlagen, die ich besucht, deren Wohlfahrtseinrichtungen schlicht zu beschreiben ein zehn Bogen starkes Buch gedruckt werden müßte, sollen sich sieben Zehntel der „Belegschaft" in ständigem Wechsel befinden; über dem Bett jedes Arbeiters, dessen Wohnung ich besuchte, oder am Ehrenplatze an der Stubenwand, wo ich sonst dem Fabrikherrn oder seinem Vater oder dessen Großvater begegnete, hing „Lassalle auf dem Totenbette" oder eine Büste Lassalles. Brentano erzählt in seinen vor einiger Zeit in der Nationalzeitung erschienenen „Fabrikfeudalismus und Fabrikantenadel" überschriebenen Aufsätzen, die englischen Arbeiter hätten dortigen Wohlfahrtlern vorgeworfen: „Diese industriellen Magnaten wollen nur Preisarbeiter großziehen, wie die landwirtschaftlichen Magnaten Preisochsen und Preisschweine mästen. . . Sie wollen ihre Arbeiter mit demselben Stolze zeigen können wie ihre Maschinen."
>
> Mir ist noch keine Fabrik vorgekommen, in der zum Besten der Arbeiter so weitgehende Aufwendungen gemacht worden wären wie hier (bei Herrn Godin in Guise); Godin hat sogar, anders kann man es kaum nennen, das ganze große Geschäft in die Hände, in den Besitz seiner etwa 1500 Arbeiter und Angestellten hinübergespielt; aber, und das ist das Bemerkenswerte, damit keineswegs Zufriedenheit derselben mit ihrem Lose erreicht: sogar von Anarchisten ist die Arbeiterschaft durchsetzt. Als ich nach dem Grunde forschte, antwortete mir einer der Leute: Godin wohne wohl mit ihnen unter einem Dach, aber nicht nur im Theater habe er seine Sonderloge.

Die zweite Wahrheit, die sich aus Posts Untersuchungen ergiebt, ist diese: der Arbeiter ist für wirkliche, d. h. *persönliche* Fürsorge so empfänglich, daß er selbst auf höhern Lohn verzichtet, um nur dieses persönliche Verhältnis nicht zu lösen. *Ehre geht selbst dem armen Manne über Brot.* Zwar ist es ein weites Gebiet des Undankes, weil der Verbitterung und des Mißtrauens, das sich auch hier aufthut, wie etwa jener rheinische Fabrikant es erfahren mußte, der, als er eine preisgekrönte Schrift: Wie nährt man sich gut und billig? unter seine Arbeiter unentgeltlich hatte verteilen lassen, zum Dank die Antwort hörte: Will der Kerl uns auch noch vorschreiben, was wir kochen sollen? Dennoch zitirt Post und macht sich zu eigen das Wort eines Fabrikbesitzers:

> Zuletzt gelingt es doch, daß die überwiegende Zahl der Arbeiter die Ueberzeugung gewinnt, daß man es gut mit ihnen meint, daß ihr Wohlergehn ein Teil unsers Denkens ist. Dann aber ist der Erfolg gesichert, und es lohnt sich alles, was wir thun. Die Grenze zwischen Gerechtigkeit und Liebe wollen wir nicht genau ziehen; je weiter wir das Gebiet der Liebe auszudehnen suchen, umso größer ist das Resultat.

Und von welchen Resultaten weiß doch Post da zu berichten. Nicht allein, daß in vielen Fabriken, wo das „Patriarchentum" mitten unter den Schornsteinen und rasselnden Rädern sein längstverfallnes Reich wieder gebaut hat, die Sozialdemokratie mit ihren Zukunftsträumen die Arbeiter nicht aus ihrer zufriednen Gegenwart herauszulocken vermag, sodaß einem holländischen Fabriksdirektor aus sozialdemokratischem Lager der erzürnte Zuruf entgegenschallte: Sie verderben uns unsre ganze Agitation! — an vielen Orten hat sich sogar ein so inniges Verhältnis zwischen Herr und Arbeiter ausgebildet, daß man wirklich die „gute alte Zeit" wieder erstehn sieht. Da ist eine Arbeiterfamilie, durch höhern Lohn angelockt, aus der Fabrik des Herrn Ferdinand Heye in Gerresheim bei Düsseldorf nach Italien ausgewandert. Bald ist sie aber wieder da, nicht weil das Lohnversprechen unerfüllt geblieben wäre, aber „onse Fernand wor et nitt." Oder geradezu als typisch erscheint es, wenn ein Fabrikarbeiter dem um seine Tochter werbenden jungen Arbeiter als Bedingung seiner Einwilligung den Eintritt in seine, des Vaters Fabrik gestellt hat. Und Post erklärt: Von solchen Geschichten habe ich noch eine Fülle in meinem Schubfache. Da möchten wir ihn bitten: Lassen Sie diese köstlichen Perlen nicht vergraben, erzählen Sie diese lieblichen Geschichten

einem Geschlechte, das viel von Liebe redet, aber an der weltüberwindenden Macht der Liebe irre geworden ist, damit es wieder an diese Macht glauben lernt.

Nun aber wollen wir einen Blick in die Werkstätte dieser Liebe thun. Wie fangen es diese Männer, diese Frauen an, mitten in der Wüste Oasen zu bauen und den Gifthauch der Unzufriedenheit von ihren Stätten fern zu halten? Die Antwort ist schon gegeben: sie achten ihre Arbeiter und nehmen sich ihrer persönlich an. Da läßt z. B. Herr Bolle, Besitzer der großen Meierei in Moabit bei Berlin, bei dem Tode eines seiner Arbeiter dessen Vater aus dem fernen Osten zur Beerdigung kommen und „nicht einen Pfennig durfte er ausgeben, nicht eine Minute zu Fuß gehen, und die Bestattung war wie die von einem General," so äußert sich ein andrer Arbeiter darüber. Da hat Herr Bally in Schönwerth sein „Allerheiligstes" durch einen schweren Vorhang verhüllt — was mag sich dahinter befinden? Es ist der Tragkorb, mit dem sein Ahnherr hausiren ging. Da wird von verschiednen Fabriksherren eine eigne für ihre Arbeiter bestimmte Zeitung herausgegeben, die das Gefühl der Zusammengehörigkeit lebendig erhält und Raum und Gelegenheit bietet, der Achtung öffentlichen Ausdruck zu geben, die etwa einem heimgegangnen Arbeiter gebührt. Da lesen wir z. B. in einer Nummer des „Fabriksboten," den Herr van Marken mit seinem Genossen, Herrn Knüttel herausgiebt, daß der Sacknäher Leendert van Bemmel nach langem, geduldigem Leiden gestorben ist, daß er während seiner Arbeitszeit treu seine Pflicht erfüllt und sich dadurch den Anspruch erworben hat, „daß wir allezeit sein Gedächtnis in Ehren halten." Dort wissen die Arbeiter von ihrem sonst recht strengen Herrn, daß er mit Gefahr seines Lebens einen Fabrikjungen aus dem brennenden Hause herausgeholt hat, daß er bei dem Tode zweier Kinder der Tröster der armen Mutter war. Ein andrer ist der Vorturner und Kommandeur seiner Fabriksfeuerwehr, ein dritter macht mit seinen Lehrlingen eine sommerliche Fußtour ins Land hinein, um ihnen die Schönheit und denkwürdigen Stätten zu zeigen und dadurch Liebe zur teuern Heimat in die jungen Leute zu pflanzen.

Wo in einer einzelnen That solche Gesinnung hervortritt, da ist der rechte Boden für Organisationen, die zur dauernden Unterstützung der Arbeiter dienen sollen, da ist nicht zu fürchten, daß sie zu einem Getriebe mit totem Gange werden. Und in welch eine Welt von stiller Arbeit, von fein durchdachter Ordnung, von erfinderischer, Bedürfnis und Neigung zugleich befriedigender Liebe sehen wir da an der Hand unsres treuen Cicerone hinein. Nicht nur über die festlichen Tage, auch über die tägliche Arbeit hat sinnige Frauenart einen Hauch von Poesie gelegt, wie denn etwa Frau Heyls Kinderheim in Charlottenburg, ein Geschenk ihres Gatten zu ihrem fünfzigsten Geburtstage, ein kleines Idyll jugendlichen Lebens ist; und daß fürsorgliche Teilnahme in das Leben der jungen Arbeiterin, das wir uns, rollt es in den hergebrachten Geleisen ab, gewiß mit Recht freud- und poesielos und darum recht gefahrvoll denken, alle Frische und Lust der Jugend hineinwebt, daß die junge Arbeiterin an die Fabriksjahre zurückdenkt, „wie wir an die auf der Universität," ist doch mit der schönste Triumph, den die fürsorgende Liebe zu verzeichnen hat.

Daß nun die Frau eine ganz ungeheure Aufgabe zur Hebung des sozialen Elends hat, tritt uns in Posts Buch wieder aufs lebendigste entgegen. Wollte Gott, es gäbe viele solche Frauen in Stadt und Land mit solcher Gesinnung, wie sie sich bei denen findet, deren Namen in unserm Buche glänzen. Ich meine, eine thatkräftige, barmherzige Frau, die Gott an den geeigneten Platz gestellt hat, müßte in unserm Buche eine Fülle von anregenden Gedanken finden, vor allem aber sich Lust zu solcher Thätigkeit machen lassen, auf der so sichtbar der Segen ruht. Sollte wirklich eine Frau nicht nur als Gattin eines Fabrikbesitzers, sondern als Pfarrers-, Lehrers-, Gutsbesitzersfrau z. B. von dem Kinderheim der Frau Kommerzienrat Heyl lesen können, ohne nicht gezwungen zu werden, sich ernstlich mit dem Gedanken auseinander zu setzen: Ist ähnliches bei uns nicht auch durchführbar? Denn notwendig ist die wirtschaftliche Ausbildung der Mädchen, die handwerkliche der Knaben überall.

Wie ich denn überhaupt dieses Buch vor allem auch in den Händen gebildeter Frauen sehen möchte.

Doch zum Schluß! Ihn mögen die Worte Posts bilden, in denen er auf seine Erfahrungen zurück-, in die Gegenwart hinein-, in die Zukunft hinausblickt:

> Daß die Palme des Erfolgs nicht nur in kleinen Fabriken, nicht nur auf dem Lande wächst, beweisen die Stätten köstlichsten Einvernehmens und beglückender Zufriedenheit mit vielen Hunderten von Arbeitern in Berlin und Wien, in Augsburg und Prag, in Brünn u. s. w. Freilich nur Oasen! Aber gerade, weil im Fabrikantentum erst vereinzelt der Funke glüht, erst vereinzelt Organ für die „hohe Wonne" des „reichsten Fürsten" erwacht ist, weil die Stimmen von V. A. Huber, von Earl Shaftesbury und andern verhallt sind, ruft die Zeit nach dem Manne, dem meine schlichte Kärrnerarbeit bestenfalls Agitationsmaterial zuführen kann, dem Manne, der auf seine Fahne nicht das Wort „Wohlfahrt" schreibt, sondern „Wohlwollen."

Freilich nur Oasen! Das klingt schmerzlich, aber wir hoffen, wir hoffen auch viel von der Wirkung dieses Buches. Denn alle Bedenklichkeiten werden hier entkräftet. Es kommt alles auf den guten Willen an. Kein Fabrikherr kann sagen, daß dergleichen Einrichtungen ihm zu viele Opfer kosten würden — eine Reihe von höchst gewichtigen Zeugen wird ihn des Irrtums überführen, vor allem der treffliche Herr van Marken, der aus Erfahrung spricht, wenn er sagt, daß die Blüte des Geschäftes nicht die Quelle seiner Fürsorgeveranstaltungen, sondern ihre Folge sei, daß das auf diese verwendete Kapital sich vortrefflich verzinse. Und wenn andre meinen, ihr Unternehmen sei für dergleichen Veranstaltungen zu groß oder zu klein, so wird sie derselbe Herr van Marken eines Bessern belehren.

Wir alle wollen aus unserm Buche lernen, glauben lernen an die Wahrheit und darnach thun: Ehre geht auch dem armen Manne über Brot*.)

P D

Verschiedenes

(Kaiserin Augusta †) Wenn diese Blätter in die Hände unsrer Leser kommen, steht das Abscheiden der Kaiserin Augusta bereits nicht mehr im Vordergrunde der Ereignisse. Was wir der Gattin Wilhelms, des glück- und sieggekrönten Fürsten, unsrer ersten Kaiserin, und der Mutter Friedrichs, ihres in unsäglichen Leiden bewährten Heldensohnes, was wir der Frau, die in ihrer Stellung mehr wie eine die Macht, aber auch ganz und gar den Willen hatte, den Kampf mit Elend und Jammer im Kriege und im Frieden aufzunehmen, und so in Segen Dauerndes geschaffen hat —, was wir ihr nachzurufen haben, wird ein uns von ausgezeichneter Seite zugesagter Artikel besser aussprechen, als ein nun doch verspäteter kurzer Nachruf es heute vermöchte. R

(Totenliste) Am 1. Januar starb zu Frankfurt a. M. Gustav Schlosser, Pastor im Dienste der innern Mission daselbst seit 1873, hochverdient um die kirchliche Liebesarbeit, geboren am 31. Januar 1826 zu Hungen in Oberhessen. — Am selben Tage starb im eben begonnenen 77. Lebensjahre zu Eisenach Andreas Perthes, bis 1874 Inhaber und Leiter der bekannten, um Theologie und Kirche so verdienten Gothaer Verlagsbuchhandlung; die Kraft seiner alten Tage widmete er den Werken der innern Mission. — In Stuttgart starb am 4. Januar Kommerzienrat Karl Fetzer, Direktor der dortigen Allgemeinen Rentenanstalt, ein Mann von großem kirchlichem Eifer, Vorkämpfer eines sonst in Württemberg wenig bekannten konfessionellen Luthertums. Daß er einer der

---

*) Die obigen Ausführungen haben u. E. wohl nur mit einer Einschränkung Geltung. Der Grundgedanke: Ehre ist auch dem armen Manne mehr wert als Brot! ist durchaus richtig. Ob aber das „Fabrikpatriarchentum" der allein richtige Weg der praktischen Bethätigung dieses Satzes ist, scheint noch zweifelhaft. Die heutige Arbeiterbewegung ist bereits so weit gediehen, daß sie nicht mehr nur höhere Löhne, Arbeiterschutz und Aehnliches im einzelnen, sondern Hebung des ganzen vierten Standes verlangt. Man fordert mit einem Worte Gleichwertung und Gleichstellung der Arbeit mit dem Kapital, weil heutzutage erfahrungsmäßig dieses auf jene durchaus angewiesen ist. Demgemäß will man, daß der Kapitalist, der Fabrikant, der Aktionär mit der Arbeiterschaft wirtschaftlich als mit Seinesgleichen rechnet, verhandelt und verkehrt. Die Arbeiterschaft will bei der Art der heutigen Produktion auch eine Stimme haben, mitgefragt sein. Dem Patriarchentum liegt aber durchaus der Begriff väterlicher Bevormundung zu Grunde, also das Gegenteil von dem, was die gedankenkräftigen Arbeiter erstreben. Auch das ist im Letzten: Mehr Achtung! Aber es ist ein andrer Weg. Die besonnene Befriedigung dieser Forderung schließt freilich das Recht und die Pflicht einer persönlichen Fürsorge und Annäherung nicht aus, sie fordert sie geradezu und ergänzt sie. Denn sie erst ist die notwendige ethische Vertiefung einer an sich rein wirtschaftlichen und politischen Forderung. Somit behalten auch die Postschen Erfahrungen ihre Richtigkeit und ihren Wert. D H

besten Widersacher der „Christlichen Welt“ war, ist für uns der besondre Grund, seiner ehrend zu gedenken. — Am 5. Januar starb in Celle Generalsuperintendent und Konsistorialrat D. Max Frommel. Geboren am 15. März 1836 zu Karlsruhe, gehörte er als Pfarrer zu Reinswalde bei Sorau (1854) und zu Ispringen bei Pforzheim (1858) der lutherischen Freikirche an, ließ sich aber 1880 in das genannte Amt der hannoverschen Landeskirche berufen. Er war ein begabter Prediger und Schriftsteller, Bruder des bekannteren Emil Frommel in Berlin. Ausdrücklich genannt seien seine „Herzpostille“ (dritte Auflage 1887) und „Hauspostille“ (zweite 1888). — Am 10. Januar starb in München Professor Reichsrat D. Johann Josef Ignaz von Döllinger, geboren am 28. Februar 1799 zu Bamberg. Da wir erst im vorigen Jahrgang dem berühmten katholischen Theologen einen besondern Artikel gewidmet haben (Nummer 4 und 5), weisen wir darauf zurück. R

(Das württembergische Konsistorium) ist, wie uns auf zuverlässigem Wege mitgeteilt wird, fälschlich als Gegnerin der Bewegung gegen die Militärfreiheit der Theologen verdächtigt worden. Wir haben das nicht anders erhofft, müssen aber unsre Verwunderung darüber aussprechen, daß dann eine Korrespondenz, wie die Tübinger vom 24. vorigen Monats in Nummer 718 der „National-Zeitung“ bis heute unwidersprochen geblieben ist. R

(Von den Friedensgesellschaften) Unsre Mitarbeiterin, Frau Marie Fischer-Lette, die unermüdliche Vorkämpferin für die Sache der Friedensfreunde, übersendet uns folgende Ansprache der Friedensgesellschaft zu Philadelphia mit der Bitte, sie zur allgemeinen Kenntnis zu bringen:

An die christlichen Prediger Europas

Geliebte und geehrte Brüder im Herrn! Die Gnade und der Friede Gottes unsers Vaters und des Herrn Jesu Christo sei mit euch.

Wir glauben, daß die christliche Religion vor allen andern die Religion des Friedens ist. Denn die Sendung unsers Herrn Jesu Christi selbst war, der Mittler zwischen Gott und den Menschen zu sein, den Menschen mit Gott und seinem Nächsten zu versöhnen.

Wir glauben, daß alle, die sich Christen nennen, sei es als Individuen oder Nationen, durch ihr Leben die Grundsätze des Friedens, die ebenfalls die unsers göttlichen Meisters sind, bekennen und bezeugen.

Deshalb wenden sich die Unterzeichneten, welche die christliche Gemeinschaft der „Quäker“ in den Staaten Indiana, Michigan, Florida und einem Teile von Ohio darstellen, mit der Bitte an euch, da sie vernommen haben, daß sich bei euch unter dem Drucke der ungeheuern Heere bereits eine Bewegung zu Gunsten des Friedens gebildet hat, alles, was in euern Kräften steht, zu thun, um solchen Bemühungen zu helfen und die verschiednen Gesellschaften, die sich in euerm Lande bereits befinden, zu unterstützen, auf daß sich die Voraussage des Propheten Daniel erfüllen möge: Das Reich Jesu Christi wird ein ewiges, unzerstörbares Reich sein.

Wir glauben, daß durch diese Mittel der Tag anbrechen wird, von dem es heißt: „Ein Volk wird das Schwert nicht gegen das andre erheben, und man wird nicht mehr von Krieg und Kriegsgeschrei hören.“ Der Segen des Friedensfürsten wird sich verwirklichen: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“

Möge der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, eure Herzen und Gedanken in Jesu Christo bewahren.

Allen Truell, Sekretär

Die Christliche Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft zu Philadelphia, Pa., U. S. A.

(Ein Stücklein katholischer Politik) Die Schlesische Kirchenzeitung brachte Ende vorigen Jahres folgenden Brief, den ein evangelischer Vater wegen des heimlichen Uebertritts seiner Tochter aus der evangelischen zur katholischen Kirche an den Fürstbischof Dr. Georg Kopp gerichtet hatte:

„Ich selbst gehöre, wie meine ganze Familie, der evangelischen Konfession zu. Meine Tochter Gertrud, jetzt zwanzig Jahre alt, welche seit einigen Jahren bei den Schwestern M. und E. Scholz, Kleine Scheitnigerstraße Nr. 53, in Schneiderarbeit thätig war, ist nun plötzlich wider mein Wissen und Willen zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, nachdem sie bei dem Herrn Kaplan Ganse an der Michaeliskirche Unterricht empfangen hat. Es ist mir wohl bewußt, daß gemäß des Paragraphen 84. Allgem. Landrecht II 2, nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre die Wahl der Religion jedem Kinde frei steht. Was aber bei dem Uebertritte meiner Tochter mein Vaterherz auf das Tiefste gekränkt und verletzt hat, ist der Umstand, daß meine Tochter trotz ernstester Ermahnungen und dringlichster Fragen mir hartnäckig verschwiegen hat, daß sie zur römisch-katholischen Kirche übertreten wolle und den katholischen Unterricht besuche. Erst nachdem der Uebertritt vollzogen war, hat meine Tochter auf mein erneutes, dringendes Fragen die Wahrheit gestanden. Sie ist also mit der Sünde, ihre Eltern getäuscht zu haben, zur römischen Kirche übergetreten. Als ich die beiden Fräulein Scholz, welche römisch-katholisch sind, darüber zur Rede stellte, warum sie mir, dem Vater, über den Willensentschluß meiner Tochter keine Mitteilung gemacht hätten, da sie doch darum gewußt hätten, ist mir die Antwort geworden: „Meine Religion verbietet mir das!“ Ich wage es, Euer Fürstbischöflichen Gnaden die gehorsamste Anfrage zu unterbreiten: Mußte nicht Herr Kaplan Ganse meine Tochter darauf aufmerksam machen, daß sie über den von ihr beabsichtigten Schritt ihren Eltern auf oftmaliges Befragen offen Antwort zu geben habe? Ich bin auf das Schmerzlichste davon berührt, daß in meine rein evangelische Familie auf diese Weise der konfessionelle Zwiespalt hineingekommen ist. Ich weiß keinen andern Ausweg, als mich an Eure Fürstbischöflichen Gnaden als den höchsten geistlichen Vorgesetzten des Herrn Kaplan Ganse in dieser Diözese mit dem ehrerbietigsten Ersuchen zu wenden, mir hochgeneigte Auskunft und Bescheid darüber zukommen zu lassen, ob Herr Kaplan Ganse davon gewußt hat, daß meine Tochter ihren Eltern den Willensentschluß, zur römisch-katholischen Kirche überzutreten, geflissentlich verheimlicht hat und ob Herr Kaplan Ganse alsdann, wie es meines Erachtens seine heilige Pflicht gewesen wäre, meine Tochter zur rückhaltlosen, offnen Aussprache gegen ihre Eltern ermahnt hat.“

In diesem Briefe sind zwei Fragen klar zum Ausdruck gebracht. Erstens: Hat Kaplan Ganse Kenntnis davon gehabt, daß die Tochter den Eltern den Entschluß überzutreten verheimlicht habe? Zweitens: Hat im Falle dieses Vorwissens Kaplan Ganse die Tochter ermahnt, vor den Eltern sich offen auszusprechen? Auf diese Fragen antwortet der Fürstbischof folgendermaßen: „Breslau, 27. November 1889.

Nach dem von Ihnen selbst angeführten Gesetze steht nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre es lediglich in der Wahl der Kinder, zu welcher Religionspartei sie sich bekennen wollen. Das Gesetz schreibt nicht das Erfordernis einer vorgängigen Mitteilung an die Eltern vor, auch in dem Falle des Paragraph 85 II 2 Allg. L.-R. nicht, wenn das Kind eine andre als die Religion beider Eltern wählt. Wenn Sie von einem unparteiischen Standpunkte aus das Gesetz betrachten, so können Sie dasselbe vom Standpunkte der Gewissensfreiheit nur als weise und billig anerkennen. Von jeder Lüge ist durch Herrn Kaplan Ganse Ihre Tochter abgemahnt worden. Daß Sie, obgleich mit dem Schritte Ihrer Tochter nicht einverstanden, ihr doch erlaubt haben, das elterliche Haus zu verlassen und ehrlichem Gewerbe nachzugehen, wird von jedem Billigdenkenden anerkannt werden und Ihnen selbst allmählich zur eignen Beruhigung gereichen, denn in dem Frieden und dem Glücke der Kinder pflegen die Eltern großen Trost zu finden. Der Fürst-Bischof. † Georg.“

Eine Kritik der Angelegenheit ist überflüssig. Sie ist ein würdiges Seitenstück zu jener, die Pfarrer Thümmel in seinem Offnen Briefe an Bischof Crementz der Oeffentlichkeit übergeben hat. M U

Zur Beachtung

Wir machen unsre Postabonnenten wiederholt darauf aufmerksam, daß bei verspäteter Bestellung am Quartalswechsel von der Post die bereits erschienenen Nummern des Quartals nur gegen Zahlung von 10 Pfg. nachgeliefert werden. Also wolle man die ausbleibenden Nummern nicht bei dem Verleger, der sie an die Post geliefert hat, sondern bei dieser reklamieren.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Meinen Freunden erlaube ich mir hiermit, meine Verlobung mit
Fräulein Helene Finnström,
Tochter der verw. Frau Jenny Finnström, geb. von Goeben, in Lauenstein (Hannover), mitzuteilen.
Ittersbach bei Ettlingen (Baden), Januar 1890.
Friedrich Issel, Pfarrverwalter.

Meine Verlobung mit
Fräulein Elisabeth Kühn,
Tochter des Herrn Konsistorialrats Pfarrers D. th. Kühn und seiner Frau Gemahlin Mathilde geb. Kohlschütter, beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.
Dresden, im Januar 1890. **Lic. theol. Paul Drews,**
Diakonus der Lukasparochie

Im Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die Hauptpunkte der christlichen Glaubenslehre
im Umrisse dargestellt von
Geh. Kirchenrath Professor Dr. R. A. Lipsius
(Sonder-Abdruck aus „Jahrbücher für protestantische Theologie“ Band XVI, Heft 1)
$2\frac{1}{2}$ Bogen 8°; **Preis 1 Mark.**

Verlag von Fr. Richter in Leipzig.
Das Christentum und seine Gegner.
Eine wissenschaftliche Untersuchung
von
Otto Fleischmann.
= Preis geh. 3 Mark. =

Mit Freuden machen wir auf dieses neue, nach allen Seiten hin interessante Werk aufmerksam, das geeignet ist, bei Freund und Feind berechtigtes Aufsehen zu erregen, ein Werk, dessen Preis bei der großen Fülle des dargebotenen Stoffes und bei der reichen Gedankenarbeit, deren reife Frucht es ist, beispiellos sein dürfte. Es ist eine fesselnde Lektüre und wird den Gegnern zu schaffen machen; wir stehen nicht an, es für ein apologetisches Meisterwerk ersten Ranges zu erklären. Möchte das Buch, welches wir suchenden und zweifelnden Gebildeten in die Hand und an das Herz legen möchten, den Leserkreis finden, den es verdient; es kann viel dazu beitragen, schwankende Geister zu befestigen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Gegen Einsendung des Betrages portofrei durch die Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig